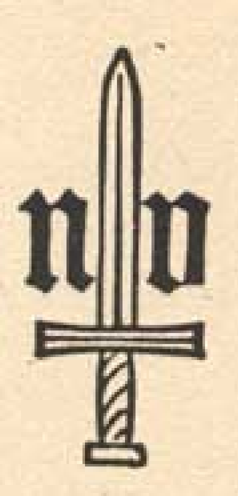
GÜNTHER HEYSING

Er ging an meiner Seite



Er ging an meiner Seite

Größer als aller Schmerz ist doch der Stolz

Erinnerungsblätter an
gefallene Kameraden

von

Günther Heysing

Mit 5 Bildtafeln

1943

Nibelungen-Verlag / Berlin-Leipzig

Dem Gedenken
meiner lieben Kameraden

Paul Bigalk, Oberleutnant u. Kompanieführer 1./IR. 386, gefallen bei Markolsheim im Elsaß am 15. Juni 1940.

Friedrich-Wilhelm Wentzel, Leutnant im Pionier-Bataillon 71, gefallen bei Dubussary in Beßarabien am 4. August 1941.

Detlev Lindenberg, Leutnant 8./IR. 272, gefallen bei Narva am 26. August 1941.

Hans-Joachim Behrends, Oberleutnant und Kompanieführer 14./IR. 50, gefallen am 23. Juli 1941 bei Andrajewska, 50 Kilometer westlich Kiew.

Uwe Zitelmann, Leutnant und Kompanieführer 9./IR. 67, schwer verwundet vor Moskau, im Lazarett von Brest-Litowsk seinen Verletzungen am 3. Januar 1942 erlegen.

Inhalt

Der Führer
in seiner Rede zum Heldengedenktag
am 15. 3. 1942:

„Sie alle sind gefallen für das ewige deutsche Volk, unser gemeinsames Großdeutsches Reich und eine bessere Gemeinschaft der Nationen unseres Kontinents. Möge uns allen der Herrgott deshalb die Kraft verleihen, auch in der Zukunft das zu tun, was die Pflicht von uns fordert. Mit dieser Bitte verneigen wir uns in Ehrfurcht vor den toten Helden und vor den um sie trauernden Angehörigen und allen sonstigen Opfern dieses Krieges."



Paul Bigalk

An der Spitze seiner Kompanie!

In Frankreich, im August 1940.

Es ist nun wieder August. Wieder steht das gemähte Getreide in Hocken auf den Stoppeln, wieder hängen die Bäume voller Frucht. Die Sonne scheint warm auf das weite Land hernieder. Es ist wie vor einem Jahre im August. Da trafen wir beide uns das erste Mal. Weil jeder so viel zu schaffen hatte, fanden wir kaum Zeit, uns gegenseitig vorzustellen. Es waren die heißen Tage der Mobilmachung gegen die polnische Gefahr. Du übernahmst damals den ersten Zug unserer Schützenkompanie. Ich führte den zweiten. So verluden wir auch unsere Pferde und Gefechtsfahrzeuge, so rückten wir von der Bahnrampe da irgendwo in Ostpommern ab, und in dieser Reihenfolge marschierten wir auch in die Bereitstellung.

Am Grenzbaum von Konitz sprachst du zur Kompanie von der großen Aufgabe, die uns bevorstehe, und von dem Einsatz, den Volk und Führer von uns verlangten. Ich sehe noch, wie deine wenigen Worte, die dir so klar und einfach, aber auch so voller innerlicher Überzeugung über die Lippen kamen, die Männer der Kompanie packten und aufrichteten. Wie selbst die müdesten sich trotz ihrer blutigwund gelaufenen Füße wieder hochrissen. Ich höre noch den Klang deiner Stimme, wie du das Sieg-Heil auf Deutschland und den Führer ausbrachtest, als ständest du jetzt noch neben mir. So rückten wir zur Befreiung

unserer gequälten Volksgenossen über die Grenze in das ehemalige Korridorgebiet ein. Die Tucheler Heide lag vor uns. Kein Mann der ganzen Kompanie sprach damals ein Wort. Jeder hing seinen Gedanken nach. Es waren viele dabei, die den ersten Weltkrieg schon mitgemacht hatten. Mancher von den alten Kriegern hatte seit dem trüben Jahr 1918 kein Gewehr mehr in der Hand gehabt. Nun war wieder scharf geladen worden. In einer Kiefernheide, kurz vor der Grenze, hatten die Kompanien die Maschinengewehrtrommeln voller Patronen gesteckt. Es war eine eigenartige Stimmung, die auch uns Junge ergriff, obwohl gerade wir wie Jagdhunde vor dem Schuß fieberten.

Links an der Straße, gegenüber einem Park, lag unter hohen alten Bäumen das erste deutsche Soldatengrab. Schon mit Blumen reich geschmückt. Auf dem schlichten Holzkreuz, das der Stahlhelm zierte, standen Name und Truppenteil des gefallenen Kameraden. Es war ein Pionier, der hier so würdig auf einer kleinen Höhe über dem westpreußischen Lande ruhte, wie es auf keinem Friedhof möglich war. Zu ihm hinüber klangen die Marschtritte der vorüberrückenden Regimenter, das Klappern der Hufe, das Brummen der Motore, und jeder, der vorüber kam, entbot ihm still seinen Gruß voller Ehrerbietung. Das erste Soldatengrab. An wie vielen sollten wir noch seit dem Tag vorüberziehen!

Wir rückten durch das fast menschenverlassene mit den Spuren des Kampfes gezeichnete Konitz. Wir hofften auf eine Rast. Aber der Marsch ging weiter, endlos bis in die tiefe Dunkelheit weiter. Wir beide marschierten vor unserer Kompanie. Wohl an die 30 Meter waren wir der Kolonne voraus, die mit schweren Schritten hinterher-

trottete. Du trugst das Gewehr eines Marschkranken und gingst neben mir mit federnden Schritten in den sinkenden Abend hinein.

Wir zogen in das große Abenteuer, das sich am Horizont mit fahlen Blitzen und leisem Grollen ankündigte. Von vorn kamen die Sanitätskraftwagen in verhaltener Fahrt mit blauen Lichtern und leisem Surren uns entgegen. Sie trugen volle schmerzensreiche Fracht. Durch die halboffenen Fenster an den Türen konnte man die Nagelstiefel der verwundeten Kameraden sehen. Ein leichter Lysolgeruch wehte ihnen nach und mischte sich mit dem Atem der herbstlichen Felder.

Wir zogen durch ein Dorf. Volksdeutsche standen am Wege. Die Frauen und Mädchen grüßten uns mit Tränen des Glücks in den Augen, und wie ein Segen klang ihr leises Rufen in die vorüberziehenden Kolonnen: „Kommt wieder! Kommt gesund wieder!", und immer wieder: „Kommt wieder!"

In dieser Nacht tauschten wir unsere Heimatadressen und versprachen einander, daß derjenige, der heil davonkommen würde, der Familie des anderen Nachricht geben sollte, wenn der Kamerad draußen bliebe. Damals erfuhr ich das erste Mal von dir und deiner Leidenschaft zum Soldatentum. Du erzähltest von deiner zwölfjährigen Dienstzeit in der Reichswehr, nach der du dann für treuen Dienst und immer anhaltender Bewährung mit den Leutnantsschulterstücken geschmückt wurdest. Ich erfuhr von deiner Frau, deinem Mädel Anneliese und von deinem großen Wunsch, einen Jungen, einen Stammhalter zu besitzen. Wir versprachen uns gute Kameradschaft. Seit dieser

Stunde auf der nachtdunklen waldeingefaßten Landstraße sagten wir du zueinander.

Das war vor einem Jahre.

Soldatenschicksal ist es, Abschied zu nehmen. Nach langen gemeinsam verlebten Monaten während des Polenfeldzuges, während der Besatzungszeit und während des kalten Winters dahinten in der alten russischen Festung Iwangorod an der Weichsel trennte uns der Befehl. Du wurdest Führer unserer alten stolzen Kompanie, ich wurde zu einem anderen Truppenteil versetzt. Aber wir waren ja nicht aus der Welt. Die Feldpost trug unsere Grüße von einem zum anderen. Während des Urlaubs trafen wir uns in der Heimat, und im Frühjahr war ich dann noch einmal bei der Kompanie zu Besuch.

Ich denke noch an die Abschiedsstunde damals. Du kamst nachts von einer Übung zurück. Ich rief deinen Namen auf der finsteren Straße, in der nur das Singen der Mannschaften und ihr Marschtritt hallten. Du rittest aus der Kolonne zu mir heran. Ich spürte die Wärme deines Pferdes, das mich ein wenig scheu anschnob, als ich im Stockdunkeln herantrat. Wir drückten uns lange die Hand. Sehen konnte ich dich nicht mehr. Nur deine frische, fröhliche und zuversichtliche Stimme hörte ich noch, wie ich neben dir herging. Du trabtest dann in die Nacht der Kompanie nach. So war damals der Abschied im April 1940.

Als es im Westen losging, war ich oft in Gedanken bei der Kompanie und bei dir, Paul. Einmal gelang es mir,

mich für einen Tag frei zu machen. Ich kam herüber zum alten Regiment. Ich freute mich, die vertrauten Gesichter wiederzusehen. Vor allem auf das Wiedersehen mit dir war ich gespannt. Ich stellte mir dein Erstaunen bei meinem plötzlichen Erscheinen vor. Das sollte ein Wiedersehen werden.

Meine Straße führte durch die endlosen Kolonnen gefangener Franzosen, die unsere alte Division in den Vogesenbergen eingeschlossen hatte, und die nun abgeführt wurden. Wie die braunen Ströme nach einem Gewitterregen, so fluteten die Geschlagenen zu Tal. Unter den Bewachungsmannschaften suchte ich nach bekannten Gesichtern. Da war der Erste, und die Freude war groß. Ich fragte nach den Quartieren der einzelnen Kompanien, fragte nach den Erlebnissen. „Wir sind über den Oberrhein gegangen," hieß es, „haben die Maginot-Linie durchbrochen, sind über den Rhein-Rhône-Kanal ins Elsaß hinein und über die hohen Vogesen vorgedrungen!"

„Hat es viel gekostet?" fragte ich.

„Paul, dein Name wurde als erster genannt!" Ich dachte an unseren Abschied in jener dunklen Nacht, als du deiner singenden marschierenden Kompanie voranrittest und ich dich nicht mehr sehen konnte.

Ich löste mein Wort, das ich dir auf der Straße hinter Konitz gab, ein. Ich ging bei meinem nächsten Urlaub zu deinen Angehörigen. In der Straße fragte ich nach eurem Hause und mußte feststellen, daß ein jeder dort dich und

dein Opfer kannte. „Er ist ein Kamerad von ihm", flüsterte man mir nach, und ich merkte stolz, wie man dich ehrte.

In deinem alten Vater, dem alten Pasewalker Kürassier, erkannte ich deinen geraden soldatischen Charakter sofort wieder. Wie war er trotz des großen Schmerzes doch so unsagbar stolz auf dich, Paul. Ich erzählte ihm alles bis ins kleinste, was mir von deinem Heldentod bekanntgeworden war. Ich gab ihm die Photos von deinem Soldatengrab an jener Wegekreuzung bei Markolsheim unter der hohen Eiche, wo du mit dem kleinen Leutnant Heinrich vom II. Bataillon zusammen ruhst. Dann berichtete ich weiter: „Sein Grab liegt in schönster Landschaft, die er selbst wieder für das Reich zurückgewonnen hat. Er ermahnte uns damals an des Reiches Ostgrenze, tapfere und treue Soldaten zu sein. Im Westen hat er sein Wort nun selbst eingelöst. Über den Rhein, den er an der Spitze seiner Kompanie überschritten hatte, grüßen die Schwarzwaldberge und das Massiv des Kaiserstuhls, im Westen steht dunkelblau die mächtige Kulisse der Vogesen aufgetürmt. Fern reckt das Straßburger Münster seinen hohen Turm wie den Zeigefinger einer mächtigen Hand in den Himmel, und es geht mir das alte Soldatenlied von Straßburg, der wunderschönen Stadt, nicht aus dem Sinn, wenn ich an die Gräber unseres Regiments dort denke. Flatternde Schmetterlinge und summende Käfer wohnen auf den bunten Bauernblumen, die ihm die Kameraden auf den Hügel pflanzten. Hin und wieder erhält er Besuch von Arbeitsmännern, die in der Nähe bauen, und von elsässischen Bauern, die allmählich alle wieder in ihre Dörfer zurückkehren."

„Wir werden ihn auch einmal dort in seiner neuen Heimat besuchen, wenn erst der Friede wieder gekommen ist", sagte dein Vater in seiner ruhigen, bedächtigen Art. Er sprach nicht davon, dich heimzuholen. Er fand es ganz in der Ordnung, daß du dort schläfst, wo auch die anderen aus der Kompanie von dem schweren Sturm ausruhen. Du liegst mit ihnen in einer Reihe als der Erste, so wie du auch im Leben vor ihnen geschritten bist.

„An der Spitze seiner Kompanie", sagte dein Vater, als ich mich von ihm verabschiedete: „so ist er immer gewesen, der Paul!"



Friedrich-Wilhelm Wentzel

Treu bis zur Selbstaufopferung

In Rußland, September 1942.

Wir haben Quartiere in einem langgestreckten ukrainischen Bauerndorf bezogen. Strohgedeckte Lehmkaten, Sonnenblumen, Tomatenstauden, Maispflanzen wuchern aus der dunklen fetten Erde der Hausgärten. In einer Hofecke ist aus Zeltbahnen und Decken ein Sonnenschutz gebaut. Darunter sitzen wir und warten auf das Teewasser, das die Bäuerin in ihrem Samowar für uns bereitet.

Auf dem Landweg brummen in nicht endender Folge motorisierte Kolonnen nach Süden zur Abschließung des Kiewer Kessels. Ihre Marschstraße ist eine einzige langgezogene Staubwolke.

Wir haben bis auf Badehose und Sportschuhe alle Kleidung abgelegt. Die Hitze des Marschtages glüht noch in uns nach. -

Es gibt heute einige Feldpost, - und es wird eine stille Stunde, denn auch die anderen sehen, daß ich einen schwarzgeränderten Umschlag erhielt. Ein Blick auf den Absender, - und ich weiß, Friedrich-Wilhelm ist gefallen. Seine liebe Mutter schreibt nun auch, was so viele Mütter erleiden müssen:

„... mein lieber Junge kommt nie wieder!"

Ich nehme mir die Karte vor und suche den Ort am Dnjestr, wo du der Nachricht nach gefallen bist und wo

du nun inmitten von Kameraden in fremder Erde ruhen sollst. Ich kann es noch gar nicht fassen.

„Wen die Götter lieben, den nehmen sie jung zu sich!" - Friedrich-Wilhelm, dir bescherte das Schicksal nur 20 Lebensjahre. Zwanzig Jahre, ausgefüllt mit einer glücklichen Kinder- und Jungenzeit, mit der Zeit auf der Nationalpolitischen Erziehungsanstalt in Potsdam. Es folgten die Rekruten- und Fahnenjunkerzeit beim Pionier-Bataillon 3, der Westwall-Winter, Maasübergang, Frontbewährung in den harten Kämpfen um Sedan und dann die arbeitsreichen Kriegsschulmonate in Roßlau. Als junger Pionierleutnant, Führer des 1. Zuges deiner Kompanie - und das Pionierbataillon marschierte an der Spitze der ganzen Division - zogst du durch Bulgarien zur griechischen Grenze. Für viele dort unten im Südosten warst du seit 1918 wieder der erste deutsche Soldat.

An erster Stelle standest du dann auch, als die Kämpfe und der Durchbruch nach Thrazien begannen, um schließlich nur von einer Handvoll deiner Pioniere begleitet jene wagemutigen Sturmboot-Spähtrupps in die Ägäis durchzuführen.

Ich hatte dich in Saloniki treffen wollen, aber vergeblich nach dir gefragt. Ich fand nur dein Bataillon. Du selbst warst von Kavalla aus unterwegs. Wie gerne wäre ich mit dir einmal in einer fremden Stadt an der Schwelle des Orients unterwegs gewesen. Das wäre wieder so etwas für unsere Berliner Klappen gewesen - deine Kameraden nannten dich ja nicht ohne Grund mit dem Spitznamen „Simmel". Ich glaubte schon deine Stimme zu hören: „Mensch, Junge, det is ja dufte. Wie kommst du denn hierher? Na klar, dieset Frühjahr trifft sich die vornehme

Welt auf dem Balkan!" Aber nun warst du nicht da, und ich konnte auch nicht warten, mußte weiter in Richtung Olymp.

So haben wir uns denn nicht mehr wiedergesehen. Obwohl wir so weit von der Heimat entfernt nur wenige Kilometer auseinander waren, konnten wir doch keinen Händedruck mehr austauschen. Nur ein schriftlicher Gruß von dir fand mich dann in Athen und du schriebst: „Auch ich hatte in den letzten Wochen des Kampfes, voll Sturm und Marsch, keine Zeit und bin erstaunt, wo ich bin und was geschah. Im OKW.-Bericht war vor kurzem die Rede von einem Handstreich auf die Insel Thassos; das haben 2 Unteroffiziere und 8 Mann unter meiner Führung mit 3 Sturmbooten gemacht. Ein gleiches Unternehmen führte ich nach der Halbinsel Athos durch. Beides von Kavalla aus.

Nun habe ich nach 1½ Jahren Krieg auch endlich das EK. II. Ich schicke Dir mal über beides Berichte. Herzliche Grüße, in alter Treue

Dein Friedrich-Wilhelm."

Ich trug die Berichte in der Ukraine noch bei mir, wohin mir deine Mutter die Nachricht von deinem Heldentod schickte, und ich holte sie hervor und erlebte noch einmal den jungen Pionierleutnant, dein ganzes frisches und fröhliches, tatendurstiges und zu allen Streichen bereites Wesen. Schon dein Begleitbrief, in dem du von deinem Bericht selbst urteiltest: „Auf höheren Befehl sind von mir Berichte für die Öffentlichkeit über Athos und Thassos verfaßt worden. Sie sind jedoch aus Mangel an Begabung

eine Mischung von schlechtem Schulaufsatz, dienstlicher Meldung und etwas Pflaume geworden. Heil Dir Dein Simmel!", charakterisiert er nicht zugleich trotz deiner stets spitzen Zunge deine große Bescheidenheit? Das kommt auch bei deinen Berichten zum Ausdruck. Sie sollen hier wiedergegeben werden und von deinem Wesen künden.

Aufklärungs- und Erkundungsfahrt zur Insel Thassos

O. U., den 16. April 1941.

Am 14. 4. 41 meldete ich mich mit 2 Uffz. und 6 Mann sowie 3 Sturmbooten und 1 M.-Boot mit Fahrern beim Ia der Division, Herrn Major M. Ich erhielt den Auftrag, die Insel Thassos nach Feind aufzuklären und evtl. Feindflugplätze zu erkunden. Die Abfahrt erfolgte gegen 23 Uhr vom Hafen Kavalla. Da stürmische See war und die Sturmboote das langsame Tempo des M.-Bootes nicht halten konnten, schickte ich diese voraus mit dem Befehl, sich bei der Insel Thassopoula zu sammeln. Gegen 2.30 Uhr traf ich dort ein und fand 2 Sturmboote. Als wir im Morgengrauen gegen 6 Uhr des 14. 4. 41 drei Kilometer westlich Hafen Thassos landeten, fand sich auch das dritte Sturmboot ein. Ich ließ die Sturmboote mit langsamem Tempo mit 1 MG. längs der Küste zur Sicherung fahren, während ich selbst mit 2 Uffz. und 5 Mann den Uferweg nach Osten vordrang. Etwa 500 Meter ostwärts der Landungsstelle kamen nach und nach 11 griechische Soldaten aus den Büschen und ergaben sich kampflos. Ein weiteres Nachsuchen in der Gegend blieb erfolglos. Ich ging dann mit allen Männern an Bord der Sturmboote, die Gefangenen kamen in das M.-Boot. Darauf fuhren

wir um 7 Uhr in den Hafen von Thassos ein, wo uns die (zunächst verängstigte) Bevölkerung gastfreundlich begrüßte. Ich ließ dann den Bürgermeister durch einen französisch sprechenden Griechen verdolmetschen, daß ich befehle:

1. binnen einer Stunde sämtliche Waffen abzugeben,
2. sofort das schnellste Motorboot des Hafens fahrbereit zu machen,
3. Bekanntgabe sämtlicher vorhandenen Nachrichtenverbindungen,
4. ein Frühstück.

Die Prüfung der Nachrichtenverbindungen ergab, daß das Telephon der Insel intakt, das Kabel zum Festland jedoch auf dem Festland unterbrochen war. An Waffen wurden abgeliefert: 20 Gewehre und 2 M. Ps. Um 8 Uhr wurde ein Sturmboot mit Meldung des Vorgefallenen an den Ia der Division zum Festland geschickt. Den Erkundungstrupp teilte ich. Die M.- und Sturmbootbesatzungen blieben zur Bewachung der Gefangenen im Hafen. Ich selbst fuhr mit dem beschlagnahmten Motorboot zur Flugplatzerkundung ostwärts um die Insel bis Potamia, Uffz. Kaiser mit dem Rest in einem Sturmboot nach dem Westteil bis Kalirrachi.

Ergebnis: Flugplatz nicht vorhanden. Um 14.40 Uhr schickte ich das beschlagnahmte Boot mit den Gefangenen, den Waffen und der Meldung über die Flugplatzerkundung und daß ich mich zum Kommandanten des Hafens Thassos gemacht hatte, zum Festland. Ich ließ dann zum Schutze der Bevölkerung vor drohenden Plünderungen (es waren etwa 2000 Flüchtlinge vom Festland in der Stadt)

eine Polizei aus den Einwohnern aufstellen (Stärke 1 : 5), da die griechische Polizei geflohen war. Um 17 Uhr landeten die ersten Teile eines Infanterie-Bataillons, womit meine Aufgabe beendet war.

Verluste an Menschen und Munition: keine;
an Material: 1 Sturmbootmotor defekt.

Alle Unteroffiziere und Mannschaften bewährten sich gut.

Teilnehmer an der Fahrt nach der Insel Thassos: Leutnant Wentzel, Uffz. Kaiser, Obergefr. Bozeck, Gefr. Sauer, Oberpion. Kirschke, Uffz. Brüllke, Obergefr. Müller, Rosin, Werner.

Erkundungsfahrt nach der Halbinsel Athos

O. U., den 23. Mai 1941.

„Hallo, Herr Leutnant, aufstehen!" „Wie spät ist es denn", ertönt dessen verschlafene Stimme. „2 Uhr; Befehl vom Bataillon, Erkundungsfahrt nach Athos, um 5 Uhr melden!" Na, den Befehl durchlesen, in stockfinsterer Nacht bei strömendem Regen 1 Uffz. und 6 Mann aus den Zelten heraussuchen, Munitions- und Verpflegungsempfang ist eins. - Dann fährt der Leutnant voraus, besorgt Benzin, Kartenmaterial (es ist immerhin eine Seefahrt von 280 Kilometern). Im Hafen wird dann schnell das flinke, weiße Motorboot, das wir auf der ersten Aufklärungsfahrt nach Thassos erbeutet hatten, beladen und getankt. Ein Anker wird besorgt, ebenso die dazugehörigen Taue und eine Reichskriegsflagge. Die Warnungen der Kameraden von der Kriegsmarine, die etwas von „Nußschale, große See, Sturm!" zu bemerken haben, werden

in den Wind geschlagen. „Schließlich, wir sind ja Pioniere!" -

Dann sticht das kleine Bootchen in See. Kaum ist die Nußschale (von uns „Pionier" getauft) aus dem schützenden Hafen, da geht's schon los. Mächtige Seen rollen heran, als wollten sie das Boot verschlingen, aber der brave kleine Pott geht mit den Wellen. Er stampft zwar erbärmlich, und das Wasser kommt eimerweise über, daß bald alle keinen trockenen Faden mehr am Leib haben. Wenn nur der Motor durchhält! Das denken jetzt wohl alle, denn, wenn das Boot in Richtung der Wellen liegt, kentert es sofort. Gottseidank sind diese Sorgen unnötig, der Motor hält durch, und nach 3½ Stunden des tollsten Hin- und Herkreuzens laufen wir in eine ruhige Bucht ein, denn es sind zwei gottsjämmerlich Seekranke an Bord, außerdem hatte es zu allem Überfluß wieder angefangen zu regnen, so daß ständig einer pumpen mußte.

Nach längerem Suchen fanden wir dann eine Hütte am Strand, die sicher erst vor kurzem aus Angst vor den Deutschen verlassen war. Sie lag sehr romantisch hinter einem dichten Bambusgestrüpp am Fuße einer alten verfallenen Sarazenenburg. Wir kommen uns vor wie Entdecker. Vor der Ruine war eine mächtige Halle, angefüllt mit Wrackstücken, Treibgut, Tauen und Planen. Das war das rechte für uns; schnell von einem Zaun ein paar Latten gerissen, ein Bambusgeflecht dazu gezimmert, eine Plane drüber, und das Boot hatte ein Verdeck, wie es besser keine Luxusyacht aufweist.

Nach einer wohlverdienten Nachtruhe suchten wir am frühen Morgen zunächst eine deutsche Kompanie auf, die der Leutnant inzwischen entdeckt hatte, und übernahmen

bei den Kameraden noch 100 Liter Treibstoff. Nach einigen weiteren „Besorgungen" in dem Ort gingen wir dann ein zweites Mal ankerauf zu unserer großen Fahrt. - Diesmal hatten wir mehr Glück, die Wolkendecke riß auf, die See war ruhiger. Es ging in einigem Abstand die Küste entlang. Nach etwa 70 Minuten Fahrt tauchte vor uns auf See ein dunkler Punkt auf, der sich beim Näherkommen als ein recht beachtlicher grauer Dampfer herausstellte. „Donnerwetter, Junge, dat is'n Brocken, mindestens 2000 Tonnen; los Jungs, klar Schiff zum Gefecht!" Schnell wurden MG. und Maschinenpistolen fertiggemacht und in Stellung gebracht, die Handgranaten griffbereit gelegt. „Mensch, das wär 'ne Prise für uns!" - Langsam fuhren wir näher, der Dampfer lag vor Anker, hoch, mächtig hoch, grau, unheimlich! Aus dem Schornstein quoll ganz dünn, kaum zu sehen, eine Rauchfahne. „Der liegt ja unter Dampf, da ist was nicht in Ordnung!" sagt der Leutnant und fährt noch langsamer. Die Pioniere denken dasselbe. Angestrengt blicken sie auf den großen Kasten. Durchs Fernglas ist schon der Name lesbar: „Delos". „Das ist'n Grieche! Nu aber ran! Der Kerl führt keine Flagge!" ruft's durcheinander. Mit höchster Kraft brausen wir heran. Kein Mensch ist an Deck zu sehen; sollte das etwa eine Falle sein? Ach was, wir sind Pioniere, ran! Wir kommen heran, fahren an dem Schiff entlang, fahren ums Heck und - - ja, es ist tatsächlich wahr, die gesamte Bootsbesatzung bricht schlagartig in ein schallendes Gelächter aus! Was steht da? „Delos - Hamburg". Na, so 'ne Pleite! Dann lagen wir am Fallreep. Während der Leutnant den Käpten begrüßte, stecken die anderen rasch und heimlich die Waffen wieder weg. Der Leutnant wird oben mit Fragen überschüttet;

„Wo kommt Ihr her? Ihr wolltet uns wohl kapern? Liegen hier Minen?", und ein herzliches Händeschütteln mit den ollen Hamburger Seebären. - Dann erzählt der Käpten auf die Frage, woher er denn käme, es wäre doch alles von Tommys bewacht, schmunzelnd: „Tjä, wie kamen ut Constanza un' dörch die Dardanellen, äwerst Englänners? Nä, de häbt wi nich sehn!" Er hat eine große Ladung Benzin, Lebensmittel und Munition für unsere Truppen an Bord. Ja, sie sollten nach N. P., einem Hafen 18 Seemeilen südwestlich Kavalla, aber der Ort ist gar nicht auf ihrer Karte und sie liegen genau an dem durch Funk befohlenen Ort, nur - kein Hafen weit und breit zu sehen. Da ist nun der Leutnant in der glücklichen Lage, helfen zu können. Denn der Ort liegt nicht 18 Seemeilen südwestlich Kavalla, sondern 18 Kilometer. Ja, so was kommt eben raus, wenn ein von Landratten gegebener Befehl durch die Marine an Seeleute gefunkt wird! Nachdem der Leutnant noch Lebensmittel und Zigaretten „erobert" hat und nach einer Tasse Kaffee steigt man dann mit stolzgeschwellter Brust, vom Dank des Kapitäns und seiner Mannschaft für unsere Hilfe begleitet, in unser Boot, herzliche Abschiedsworte tauschend mit den ollen Schippern. Wir hören noch den Befehl des Käptens: „Dampf an Deck! Hiev' Anker!", dann brausen wir nach einem letzten „Heil Hitler" davon. -

Bei Dunkelheit legten wir dann bei einem kleinen Nest an, wo wir als erste deutsche Soldaten von den griechischen „Feinden" freundlich begrüßt wurden. Eine Riesenmenge hatte sich auf dem Steg angefunden, daß wir fast fürchteten, er bricht. - Mit Englisch und Französisch bringt dann der Leutnant heraus, daß wohl noch griechi-

sche Soldaten im Dorf seien, diese aber keine Waffen bei sich hätten. „Der Krieg ist für sie aus, sie gehen jetzt nach Hause!" So wurde uns erklärt. Rasch wurden die Griechen untersucht, dann ging's schlafen (in garantiert ungezieferfreien Betten, wie man uns versicherte). -

Am nächsten Morgen ging's früh raus. Jetzt folgte der schönste Teil der Fahrt. Die Sonne strahlte vom äther-blauen Himmel. Die See war spiegelglatt, von azurenem Blau und glasklar. Delphine umspielten in flinken Be-wegungen das Boot. Im Gleichtakt kamen sie herauf, schnappten Luft und schossen wieder davon. Schwärme von dunkelbraunen Seeschwalben flogen bei unserem Her-annahen auf. Große Möven segelten in raschem Fluge vorbei. - Dann kam das erste Kloster in Sicht; ein Ge-bäude von imponierender Größe. Bald tauchte ein zweites, drittes, viertes auf, eines immer prächtiger, größer, ge-waltiger als das andere. Dazwischen eingestreut liegen kleine Eremitagen. An den schönsten Punkten der Halb-insel hatten die Patres ihre Heime aufgebaut, gegen alle Witterungsunbilden von den sie umschließenden hohen Bergen geschützt. Rund um die Klöster liegen saubere Weinkulturen, Olivenhaine und Gärten. Boote liegen am Strande, mit denen die Mönche auf Fischfang fahren. -

Dann legten wir an dem Steinsteg eines Klosters an, das uns besonders groß und verlockend erschien. Sofort eilten die Mönche, die eben noch friedlich am Strande gewandelt hatten, mit flatternden Röcken herbei. Mit sichtlicher Freude begrüßten sie uns, schüttelten jedem die Hände, sprachen auf uns ein. Wir verstanden nichts, besahen uns aber dafür um so interessierter die heiligen Männer in ihren langen schwarzen Kutten, mit wallenden Bärten,

langem, in einem Knoten gebundenem Haar und einer schwarzen Konditormütze auf dem Kopf. Endlich fand sich ein Französischsprechender, der uns in feierlicher Prozession, von den anderen bestaunt und begrüßt, zu einem der Oberhäupter führte. Wir wurden von diesem würdigen Herrn in einen prächtigen großen Empfangssaal geleitet, der im Stile der Plüschzeit aufs vollkommenste eingerichtet war. Nach den allgemeinen Begrüßungsworten und dem üblichen Empfangsschnaps, -gelee und -kaffee besichtigten wir Kirche und Bibliothek. -

Eine Kirche wie in dem Klosterstaate Athos gibt es nirgends auf der Welt wieder. Herrliche Kunstwerke in getriebenem Gold, Silber und Messing bedeckten jede freie Stelle. Überall hingen gemalte, in Metall getriebene, geschnitzte, in den wunderschönsten Email-Arbeiten ausgeführte Madonnenbilder, sogenannte „Ikone". Die Decken und Wände waren vollkommen mit Malereien aus der christlichen Vor- und Frühgeschichte bedeckt. Teufel und Engel, Schlangen, Heilige und Fische, Drachen und Löwen waren in den buntesten Farben auf goldenem Grund dargestellt. Überall brannten Kerzen und Öllämpchen. Eine riesige Krone von mindestens 10 Meter Durchmesser hing von der Kuppel herunter. Durch die Grabesstille der Kirche tönte monoton das Beten eines frommen Bruders. Ein ganz eigenartiger Weihrauchdunst beklemmte unseren Atem. Wir wagten fast nicht aufzutreten auf den fast tausendjährigen Mosaik- und Marmorfußböden. Dann traten wir in das Allerheiligste, den Altarraum, der von der allgemeinen Kirche durch einen schwerseidenen goldgestickten Vorhang getrennt war. Wir sind fast geblendet von der Pracht des Altars. Eine herr-

liche Arbeit! Silber mit eingelegter Emaillierung. Auf dem Altar liegen zwei handgeschriebene Evangelien. Der Deckel ist aus getriebenem Silber, herrliche Edelsteine sind eingefaßt. In den Büchern auf hauchdünnem Pergament wunderbare Miniaturen. - Erfüllt von den tiefsten Eindrücken treten wir aus der Kirche und steigen hinauf zur Bibliothek. Hier stehen Schrank an Schrank, Regal an Regal, die wertvollsten handgeschriebenen Bücher, Folianten und Hefte. Nicht nur kirchliche Dinge, sondern auch Wissenschaftliches birgt die Bücherei. Sie sind alle wie gestochen sauber geschrieben, mit herrlichen Initialen, Zeichnungen und Miniaturen geschmückt. -

Dann treten wir wieder aus der dämmerigen Kühle dieses Raumes in den sonnenbeschienenen Klosterhof, auf dem sich einige Katzen räkeln. Sie sind neben Hühnern die einzigen weiblichen Lebewesen in diesem Staate. - Jetzt gibt es noch schnell einen guten Imbiß. Zum Abschied muß sich der Leutnant noch in das Besuchsbuch des Klosters als erster deutscher Soldat im Mönchsstaate Athos eintragen. Zu seiner Freude hatte sich einige Zeit vorher der Oberkommandierende der britischen Mittelmeerflotte dort verewigt, was zu einer entsprechenden Bemerkung in unserer Eintragung Anlaß gab! -

Auf der Weiterfahrt kam dann langsam der heilige Berg Athos, dessen Haupt noch mit Schnee bedeckt war, näher. Riesig hob sich der rotbraune Berg mit seinen scharfen Graten und Spitzen vom blauen Himmel ab; weiße Wolkenfetzen umhüllten den Gipfel. Das Ganze bot ein majestätisches Bild. - An mehreren Klöstern, deren Kernstück alte Sarazenenburgen bilden, ging es dann um die Südspitze der Halbinsel herum. Die kurze Südküste

bot ein Bild von einmaliger Größe. Fast senkrecht fielen die Felsen aus 1900 Meter Höhe ins Meer ab. Die ständig waschende Brandung gab einen weißen Saum zwischen dem Blau der See und dem Rostrot der Felsen. Tief hatte sich die See in den Stein eingefressen. Oben in den Felsen klebten wie Schwalbennester die Klausuren frommer Einsiedler, den heiligen Bewohnern einen weiten Überblick übers freie Meer bietend. Langsam zieht der mächtige Kegel des Athos an Steuerbord vorbei; wir sind bald am Ziel der Fahrt. Noch zwei Klöster liegen an unserer Fahrtroute, dann landen wir an dem Marmorbootshaus des romantisch gelegenen Klosters Aja Ana (Hl. Anna). In einer Schlucht liegen malerisch hinter mächtigen blühenden Kakteen, umrankt von tiefdunkelroten Rosen die Hütten, Häuser und Kapellen. Die russischen Insassen dieser heiligen Stätte haben sich ein wunderschönes Plätzchen ausgesucht. Heftig gestikulierend, mit allen Anzeichen freudiger Überraschung eilen auch schon ein paar Kuttenträger mit einer Gewandtheit, die wir diesen Weißbärten nie zugetraut hätten, den steilen, gewundenen Fußpfad hinunter. Sie schütteln unsere Arme, als ob sie diese aus dem Gelenk reißen wollten, küssen uns Hände und Wangen und führen überhaupt eine derart enthusiastische Begrüßungsszene auf, daß wir ganz erschlagen sind. Sie wollen uns am liebsten zwei, drei Tage, eine ganze Woche dort behalten; als wir erklärten, das ginge nicht, waren sie ganz geknickt. Dann bringen sie uns wunderbaren Tee und allerlei andere gute Dinge, so daß wir bald einen Überfluß an Fressalien haben. Als sie uns jedoch lebende Seeigel auslutschen lassen wollten, winkten wir ganz energisch ab; das war nichts für unseren Gaumen. - Bald nahmen wir tränenreichen Abschied (von

Seiten der Brüder) mit den schönsten Schnitzereien und Betkettchen beschenkt. Nun traten wir die Rückfahrt an. Kaum waren wir 30 Minuten unterwegs, da rief einer: „Herr Leutnant, hart Backbord ein Schiff! Voll Soldaten!" - Tatsache, hinter einen Felsen gequetscht lag ein ganz anständiges graues Motorschiff, auf dem es von olivbraunen Gestalten wimmelte. „MG. klar machen!" - Bei unserem Näherkommen verlassen die Burschen zum Teil fluchtartig den Kahn und gehen hinter Felsblöcken in Deckung. - Der Pott lag mit seiner grauen Schutzfarbe fabelhaft getarnt in Deckung hinter einer Felsennase, so daß wir ihn bei der Hinfahrt, etwas von der Küste abgesetzt, nicht wahrnehmen konnten. - Schnell waren wir heran. Der Leutnant und der Unteroffizier sprangen hinüber und gaben den Griechen zu verstehen, daß sie vorkommen sollten. Es sind ungefähr 120 Mann. Rasch sind die Kerls und das Schiff untersucht; keine Waffen! Sie wollten nach Hause, die Offiziere waren einfach abgefahren, sie wissen nicht, wohin! Jetzt liegen sie mit Motorschaden fest; schade, das wäre ein netter Brocken für uns gewesen! Dann geht's rasch weiter, denn die Dunkelheit kommt auf, und wir wollen noch ein ganzes Stück fortkommen. Bei Dunkelheit genießen wir ein wunderbares Naturschauspiel: Meerleuchten! Ein helleuchtender, glitzernder Streifen zieht sich dicht neben und hinter dem Boot her. Die meisten von uns sehen das zum ersten Male. - Endlich legten wir bei einer winzigen Kapelle an, denn nachts können wir nicht weiterfahren, wir sind ja schon bei Tage fast auf ein Riff gelaufen. -

Am Morgen wachen wir zerschlagen auf dem Steinfußboden des Kirchleins auf. Rasch rein in die See und ein

erfrischendes Bad genommen! - Weiter geht's. Blutrot steigt die Sonnenscheibe aus dem Meer, immer höher und heller; wunderbare Morgenstimmung liegt über der Ägäis. Dort hinten liegt Lemnos im Dunst. Weiter ostwärts ahnt man zwischen Nebel Samotraki. Ob auf den Inseln schon Kameraden sind und Wacht fürs Reich halten? Weiter nördlich liegt breit ausladend Thasos, das wir schon eine Woche zuvor als erste deutsche Soldaten betreten hatten. Langsam versinkt hinter uns die weißbepuderte Spitze des heiligen Berges, der heute einen Kranz von weißen Wölkchen um sein Haupt gewunden hat. -

Stolz flattert die Kriegsflagge im Winde; eine weiße Kiellinie hinter uns lassend, puckern wir „nach Hause", d. h. zur nächsten deutschen Einheit, die immerhin noch gut 80 Kilometer fort ist. - Wir überdenken noch einmal die Erlebnisse dieser herrlichen Tage. Was haben wir für eine Unmenge von Eindrücken in uns aufgenommen! Fast unfaßlich war uns die Ruhe und der Frieden dieses Landes mitten in den großen Ereignissen des rundum tobenden Krieges. - Wir werden diese Fahrt nie vergessen, sie brachte uns so viel Schönes und Neues, so Großes und Eigenartiges. - Nur - - eins suchten wir vergebens: Briten! Von diesen Herren waren nur großmäulige Eintragungen in den Besuchsbüchern der Klöster geblieben. - Bezeichnend war, daß sich in einem Kloster die Mönche bekreuzigten, wenn sie von den Engländern sprachen. Englische Touristen hatten sich dort wie Strolche benommen. Für uns nichts Neues!

Am Nachmittag landeten wir dann in einem Fischerdorf, von einem Suchkommando unseres Bataillons aufatmend begrüßt. Die Kameraden sollten uns mit Kraftfahrzeugen

am Strande suchen; wir waren als vermißt gemeldet! Für uns ein Grund zur Heiterkeit. Das war ein fröhlicher Fahrtabschluß und das Ende unseres Seekrieges auf der Ägäis! -

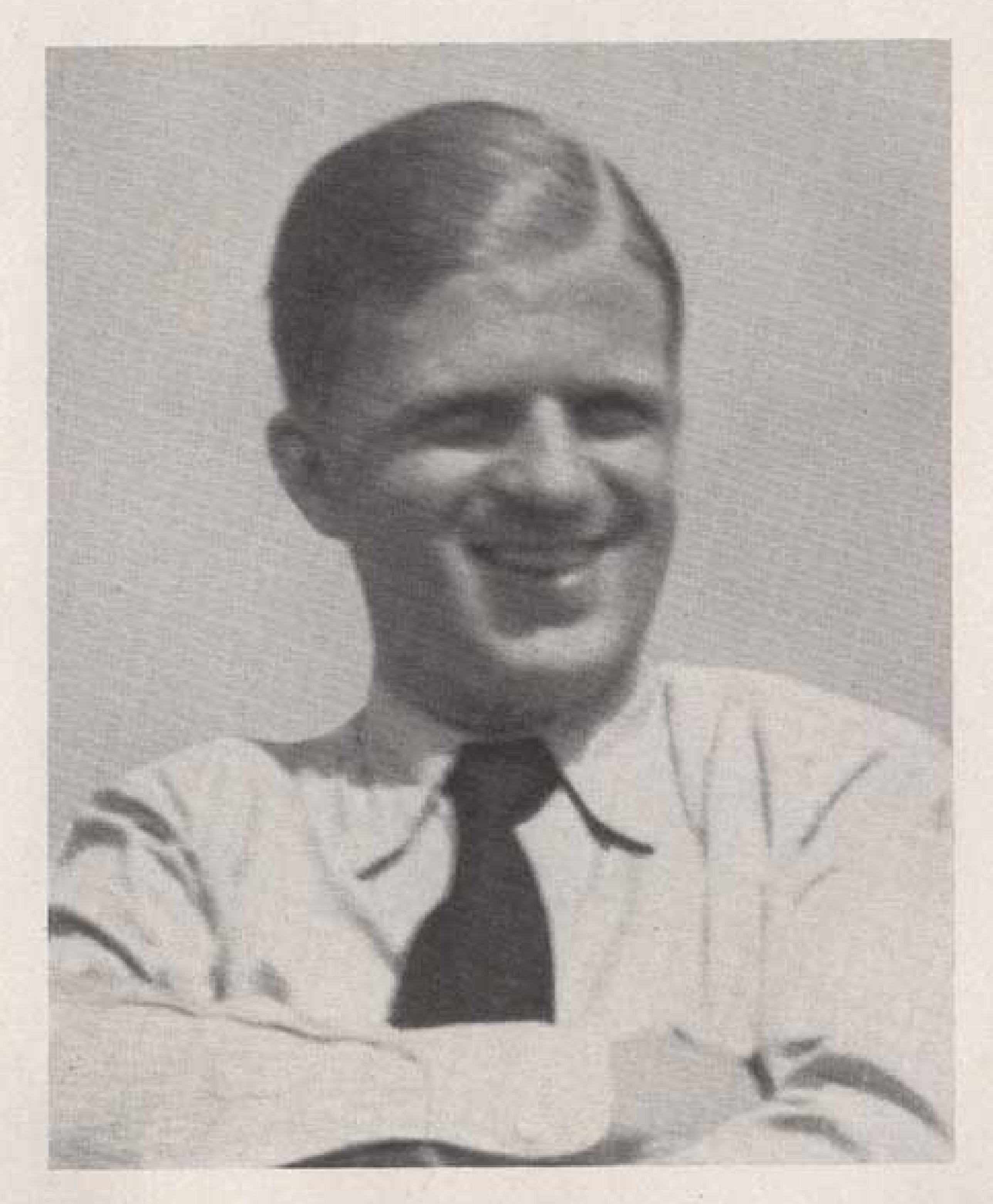
Es will mir, nachdem ich dich nun hier an der ukrainischen Vormarschstraße noch einmal auf deinen Sturmboot-Seefahrten auf der Ägäis begleitet habe, noch immer nicht in den Kopf, daß du seit dem 4. August 1941 nicht mehr mitmarschierst, und daß wir uns auf dieser Welt nicht mehr wiedersehen können.

Lieber Friedrich-Wilhelm, wer deine Berichte mit den rechten Augen liest, der muß daraus ermessen können, daß du uns durch deinen Opfergang einsamer gemacht hast, das trifft vor allem deine liebe Mutter. Aber sei versichert, alle, die ein Stück deines Herzens oder dein Vertrauen besitzen durften, sind unermeßlich stolz auf dich, denn so wie du lebtest als leidenschaftlicher Soldat, als Offizier und Pionier, so bist du auch gefallen.

Dein Kommandeur schrieb an deine Mutter:

„Der Kampf um eine wichtige Höhe hatte ihn an eine außerordentlich verantwortungsvolle Stelle gestellt. Er hat seinen Auftrag gewissenhaft und treu bis zur Selbstaufopferung durchgeführt und ist im Kampfe Mann gegen Mann durch Herzschuß aus allernächster Nähe gefallen. Das Bataillon trauert um einen seiner besten und befähigtsten Offiziere."

„Treu bis zur Selbstaufopferung", das ist dein Vermächtnis für alle deine Kameraden von der Pionierwaffe und für alle, die gleich dir die Offizierschulterstücke tragen.



Detlev Lindenberg

„Größer als aller Schmerz ist doch der Stolz"

Wjasma, im Oktober 1941.

Lieber Detlev, nun hast auch du den schweren harten Weg der Soldaten bis zur großen Erfüllung durchmessen. Irgendwo dort oben im Norden der Front an der Luga haben Kameraden dir ein Holzkreuz für dein einsames Heldengrab gezimmert. Auch du kommst nun nicht wieder mit zurück in die Heimat, sondern lebst nur noch in der Erinnerung der Deinen und der Kameraden.

Vor sechs Jahren, es war auch im Oktober, da nahmen wir schon einmal Abschied voneinander, hatten manche schwere Stunde, aber auch manch frohen und unvergeßlichen Tag zusammen verlebt. Es war damals aber kein Abschied für immer, es war nur das herzliche Händedrücken von zwei frischgebackenen Gefreiten, die ihre Dienstzeit und ein gemeinsames Rekrutenleben glücklich beendet hatten. Der erste Jahrgang des neuerstandenen deutschen Heeres wurde damals im Oktober 1935 aus den Kasernen entlassen. Nun lag das Leben vor uns, und jeder von uns hatte so seine großen Hoffnungen. Wir begingen eine rauschende und lärmende Abschiedsfeier mit unseren alten Ausbildern, und du saßest natürlich wieder, wie immer bei solchen Anlässen, vor dem Klavier und gabst den Ton an, wie du ihn das ganze lange Jahr über bestimmt hattest. Wie oft hast du uns arme geplagte Rekru-

ten nach des Tages schwerem Dienst mit deiner Kunst getröstet und uns in Tönen die Große Welt in unsere Abgeschlossenheit und das Einerlei des harten Dienstes herbeizuzaubern verstanden, nach der wir damals alle so große Sehnsucht hatten. Wenn man uns tagsüber auf dem Spandauer Exerzierplatz einmal wieder hinter den schweren Maschinengewehren ganz fürchterlich in Schweiß versetzt hatte, dann zog die Stube 24 abends nach dem Putzen geschlossen mit dir an der Spitze im Trainingsanzug ins Grenadierkasino zu dem alten verstimmten Klavier, aus dem du dann mit deinem Spiel Kraft für den neuen Tag für uns „Lehrlinge des Soldatenhandwerkes" spendetest. Während wir mit kleinen Hellen oder Apfelsprudel alle die Feuchtigkeit wieder zu ersetzen versuchten, die der trockene Sand des Exerzierplatzes, der Kies des Kasernenhofes oder der Torfmull der Reitbahn geschluckt hatten, trafst du zunächst unsere Stimmung genau mit dem sehnsüchtigen Lied der Butterfly, um dann aber bald auf allerlei abenteuerliche und leichtfertige Rhythmen und Melodien überzugehen, bei denen dann die Stube 24 bald so aus ihrer scheinbaren Schwermut auftaute, daß jeder Einsichtige den gefürchteten U. v. D., der abends für Ordnung in der Unterkunft zu sorgen hatte, als eine gute und weise Einrichtung anerkannte. - Detlev, wenn uns damals jemand etwas von diesem Krieg im Osten, den wir jetzt alle durchkämpfen müssen, gekündet hätte, dann hättest du sicher in deiner Weise darauf reagiert. Du hättest nur ein paar Takte Zarenhymne mit einigen Akkorden aus der Internationale, etwas Gesang der Wolgaschiffer mit dem uralten Schlager von der Stadt Nischni-Nowgorod, wo es kein Salz und Brot gibt, miteinander gemischt, wahrscheinlich wärest du dann zu dem

einsamen Soldaten am Wolgastrand übergegangen, ein Lied, das die Stube 24 sicher gefühlvoll mitgesungen hätte, um schließlich mit dem Alexandermarsch, dem Parademarsch unseres Regiments, zu enden, dem du durch Klopfen an die verstaubten Leuchterschalen des Klaviers die Glockenklänge aus dem Finale von Tschaikowskys Ouverture 1812 unterzulegen dich bemüht hättest. So wäre es damals aufgenommen worden, wenn man uns vom Krieg gegen die Bolschewiken geweissagt hätte, und mir scheint dein Potpourri auch heute, nachdem wir das Sowjetparadies kennen gelernt haben, gar nicht schlecht zusammengesetzt. Die Art, wie du es geboten hättest, hätte durchaus dem Geist des ersten Rekrutenjahrganges des neuen deutschen Heeres entsprochen, der selbst im März 1935 vor dem Führer am Ehrenmal in Berlin anläßlich der Wiedereinführung der allgemeinen Wehrpflicht im Parademarsch vorbeiziehen durfte.

Detlev, mir ist jener stolzeste Tag unseres Rekrutenjahres noch so lebendig in Erinnerung. Wir wurden nach Moabit in die Kasernen des Wachregiments gefahren und dort noch einmal verpflegt. Dann begann der Marsch zum Lustgarten, wo die Truppen, die an dem Vorbeimarsch teilnehmen sollten, aufgestellt wurden. Außer uns, dem III. Bataillon des Infanterie-Regiments Potsdam, so hieß es damals noch, waren noch viele andere Verbände beteiligt. Wir staunten, hatten wir doch noch niemals bis dahin so viele Soldaten gesehen.

Über den weiten Platz strahlte eine warme Märzsonne. Vorn vor dem Schloß standen Ehrenformationen der Leibstandarte, der Feldjäger und der Landespolizei. In der Staatsoper fand der große Staatsakt statt, durch den

wieder ein Teil des Versailler Vertrages zerrissen wurde. Durch Lautsprecher wurde alles übertragen.

Dann Kommando „Fahnen senkt!" - Das Lied vom guten Kameraden. Gedenken an die Gefallenen des ersten Weltkrieges. Wir standen eisern. Es folgte das Deutschland- und Horst-Wessel-Lied. Dann erschienen auf der Schloßrampe die Mitglieder der Reichsregierung, die Führerschaft von Partei und Wehrmacht. Heilrufe der Menschenmenge hinter uns gingen wie Wogen über uns hinweg, als der Führer kam. Rechts von ihm ging der altehrwürdige Generalfeldmarschall v. Mackensen.

Die Fahnenkompanie marschierte aus dem Schloß und wurde dem Führer gemeldet. Präsentiermarsch. Der Führer schritt die Front ab. Dann ging er wieder zur Fahnenkompanie zurück, um die Ehrenkreuze des Weltkrieges an die alten ruhmreichen Fahnen zu heften. Glocken läuteten und die Batterien schossen donnernden Salut.

Am liebsten hätten wir vor Begeisterung geheult, aber das ging schließlich nicht, und so quetschten wir unsere Gefühlsregungen im Präsentiergriff in den Gewehrschaft hinein.

Der Führer ging zum Ehrenmal, und wir traten zur Parade an. Es wurde ein Triumphzug über die Schloßbrücke, am Zeughaus vorbei und unter den erhobenen Armen der begeisterten Volksgenossen hindurch, die am Rande der Straße standen, als wollten sie uns, der jungen Wehrmacht des Reiches, ihren Segen mit auf den Weg geben. Da setzte auch unsere Regimentsmusik ein. Über den weiten Platz klang unser Parademarsch, mit dem man uns so oft von Döberitz abgeholt hatte, nach dessen

Klängen wir so oft, das Letzte hergebend, nach schweren Märschen in die Kaserne eingerückt waren. Schon waren die drei Grenadierkompanien vor uns am Führer vorbei. Jetzt kamen wir, die stolze MGK. Da marschierten wir, die drei Züge, mit einem eisernen Schlag. Dort stand der Führer und grüßte seine MGK. mit erhobenem Arm. - Vorbei, hinter uns schwenkte die Musik ein, und wir rückten über die Linden in Zugkolonne ab.

Am Abend des geschichtlichen Tages sprachen wir beide von dem neuerstandenen deutschen Heer, und wir gestanden uns gegenseitig heimlich unseren großen Wunsch, in ihr einmal als Offiziere uns bewähren zu dürfen.

Manch einer von denen, die damals mit uns dienten und an der historischen Parade teilgenommen hatten, ist als ausgebildeter Soldat seit dem ersten Kriegstage im Felde, und manchen von ihnen deckt nun schon der grüne Rasen. Auch du, Detlev, bist nun nicht mehr mit deinem Frohsinn in dieser Welt. Wie schwer für deine verehrten alten Eltern, die schon auf Kreta einen Sohn als Fallschirmjägerleutnant für den großen Freiheitskampf gaben und nun nach deinem Heldentode für deine letzten beiden Brüder ein gütiges Geschick erflehen, die gleichfalls als junge Offiziere in vorderster Front stehen. Wie schwer ist dein Tod auch für deine junge Frau, die dich so sehnsüchtig erwartete. Detlev, es wird schwer für sie alle sein, einen Trost in ihrem Schmerz zu finden, denn du, der du sonst immer Trost spenden konntest, gerade du bist nun nicht mehr, und es bleibt nur der große Stolz auf dich und die eine stille Freude, daß du wenige Stunden vor deinem Hinscheiden im Lazarett noch deine Beförderung zum Leutnant als Erfüllung eines heißen Wunsches und deines

Soldatenlebens mit wachen Sinnen erfahren konntest. Detlev, tief ist die Trauer um dich, aber größer als aller Schmerz ist doch der Stolz der Deinen auf dich, den Vorkämpfer für eine glücklichere Zukunft unseres Volkes und Vaterlandes.

Gefallen, den Sieg vor Augen

Berlin, im Januar 1942.

Unser alter Klassenlehrer Dr. Pfeifer ruft an. Auch er ist wieder Soldat, tut Hauptmannsdienst, obwohl ihm im ersten Weltkrieg vor Reims eine Kugel den rechten Arm lähmte. Wir sprechen über die alte Klasse und die Schicksale der Einzelnen des Jahrganges. „Ja, und dann noch eine sehr traurige Nachricht, Hans-Joachim Behrends, unser lieber „langer" Behrends, ist bei Kiew gefallen!" teilt er mir mit.

Als ich den Hörer aufgelegt habe, bist du bei mir, Jochen. Ich hole die alten Schulbilder hervor und suche dich aus den Photos der alten Prima heraus. In Gedanken sitze ich mit dir wieder auf den Bänken des Dorotheenstädtischen Realgymnasiums und der so verehrte Dr. Pfeifer gibt deutsche Geschichte. Ohne daß wir es damals wohl ganz ahnten, kündete er uns von dem großen Reich aller Deutschen und senkte tief in unsere Herzen den Glauben, die Hoffnung und die Sehnsucht nach einer Auferstehung des Vaterlandes aus seiner großen Not.

Du warst damals im Jahre 1929 schon SA.-Mann. Ich vergesse nicht den Tag, an dem du auch mich bewogst, mich zu melden. - Voller heiligem Zorn und tiefem Schmerz berichtetest du über die vergangene Nacht. Kommunisten hatten deinen Sturmkameraden Hans-Georg Kütemeyer nach einer Sportpalastversammlung, auf der der Führer

das erste Mal in Berlin gesprochen hatte, niedergeschlagen und gegenüber dem Reichswehrministerium in den Kanal geworfen, wo der Schwerverletzte hilflos ertrank. - Wir wurden SA.-Kameraden, gehörten nun zu der verschworenen Gemeinschaft Berliner Nationalsozialisten. Das brachte uns noch weit mehr zusammen, als es die Schulkameradschaft konnte. Nur unser Klassenlehrer wußte um unser Geheimnis. Das mußte es damals der Schule gegenüber noch sein, und das verband uns mit ihm noch die ganzen späteren Jahre, nachdem unsere Wege uns schon lange auseinandergeführt hatten. Von ihm erfuhr ich nun auch deinen Heldentod.

Jochen, ich sehe noch dein begeistertes Gesicht, als ich dich in den Plan unseres Gauleiters Dr. Goebbels einweihte, die deutsche Uraufführung vom Kriegsfilm des amerikanischen Filmjuden Laemmle „Im Westen nichts Neues" im Kino am Nollendorfplatz mit Glanz und Gloria auffliegen zu lassen. Ich durfte dir eine Reihe von Eintrittskarten für deine besten und verschwiegensten Sturmkameraden aushändigen. Das war so eine Sache für uns.

Als du dann „feingemacht" inmitten des mosaischen Premièrenpublikums anrücktest, die ganze Gesellschaft mit deiner ganzen stattlichen Länge von 1,92 Meter weit überragend und mit deinem blonden Haarschopf seltsam von den schwarzen Zwergen abstachst, da blinzelten wir uns, wie es alle die Verschworenen taten, nur eine Sekunde lang zu, taten im übrigen aber so, als hätten wir uns noch niemals im Leben gesehen, damit man nicht vorher auf uns und unsere Aktion aufmerksam wurde.



Hans-Joachim Behrends

Im Vorführraum saßen überall verteilt die Kameraden. Meist alle jung wie wir, dennoch aber bereit, dem Sudelwerk, das den deutschen Frontsoldaten in widerlichster Weise beschimpfte, eine Abfuhr zu erteilen, daß die gesamte Republik ins Wanken geraten sollte.

Als das Licht langsam erlosch, kam auch der Gauleiter. Wäre er eher erschienen, hätte das Kurfürstendammpublikum ihn zu frühzeitig erkannt und gewußt, was bevorstand.

Der Film lief an. Es war, wie erwartet, ein schmählicher Fetzen, der Zerrbilder von feldgrauen Soldaten zeigte. Schon nach den ersten Bildstreifen gab es Unruhe im Saal, aber es mußte noch gewartet werden, bis Dr. Goebbels endlich mit seinem Protest dem Spiel ein Ende bereitete und so das Signal zum Eingreifen gab. Damit hatten dann Unteroffizier Himmelstoß, Kaczmarek und Konsorten für das damalige deutsche Staatsgebiet ausgespielt und flogen mitsamt den Hunderten des sensationslüsternen Premièrenpublikums von Marxisten und Pazifisten auf die Straße, wo sie von den Fäusten der SA. unter dem Heulen der Überfallwagen-Sirenen „zerpflückt" wurden.

Hätten wir damals schon gewußt, daß wir selbst noch einmal den damals so geschmähten grauen Rock tragen dürften, dann wäre wohl in dem Kino kein Stein auf dem anderen geblieben. Aber der Protest des jungen Deutschlands genügte auch so, und in den nächsten Tagen bei den Aufmärschen des erwachten Berlins wankte tatsächlich die Republik in ihren Fugen ganz erheblich. Da waren wir wieder beieinander, Jochen, marschierten singend in den empörten Massen nebeneinander. Und wieder sehe ich,

als wäre es erst gestern gewesen, wie du dich aus den dichten Kolonnen hochrecktest, die Hände um den Mund wie zu einem Trichter legtest und immer wieder dein „Deutschland!" riefst, und von Tausenden schallte es trotz Gummiknüppelattacken zurück: „Erwache!"

Schließlich holte man dich aus der Menge heraus und führte dich durch eine Sperrkette ab. Du gingst mit je einem Bewacher am Arm über den freigemachten Platz. Die Menge gab ihr Mißfallen mit Pfuirufen und grellen Pfiffen kund, da drehtest du dich um und mit einem kurzen Ruck deiner Arme hattest du die beiden Begleiter, die du um Hauptesgröße überragtest, abgeschüttelt. „Deutschland!" riefst du wieder, und tausendfältig antwortete es: „Erwache!". Man schleifte dich unter Gummiknüppelhieben auf einen Überfallwagen. Du standest oben wie ein blonder Riese und wie auf einer Tribüne. Wieder bekamst du die Arme frei und wieder und immer wieder riefst du dein „Deutschland!", bis man dich schleunigst wegfuhr. Aber das war zwecklos, denn dein Beispiel hatte gezündet, und wo du gerufen hattest, da waren es jetzt Hunderte, die an deine Stelle traten.

Es war immer unsere heiße Sehnsucht gewesen, Soldat werden zu dürfen. Aber in der kleinen Reichswehr war kein Platz für uns. So wurdest du nach dem Abitur - Bankbeamter und warst ziemlich unglücklich dabei. Aber bald schon schlug die Stunde der Freiheit und deine große Hoffnung konnte erfüllt werden.

Rekrutenjahre in Spandau, Kriegsschule in München. Du hattest dich für die aktive Offizierlaufbahn entschieden. -

Unsere Wege führten auseinander, nur gelegentlich hörte noch einer vom anderen.

Einmal noch warst du plötzlich wieder ganz nahe bei mir. Es war in der Besatzungszeit nach dem Polenfeldzug oberhalb Warschau an einem Märzsonntag.

„Tag der Wehrmacht", fern der Heimat. Das Eis der Weichsel brach auf, den Strom herunter kam eine riesenhafte Flutwelle, Häuser, Bäume und Brücken mit sich reißend. Wir waren als Wachen auf dem Damm eingeteilt. In einer Ruhepause fragte ich einen Unteroffizier, der mir wegen seiner guten Haltung und Dienstauffassung schon immer aufgefallen war, wo er aktiv gedient hätte. Als er vom IR. 50 erzählte, fragte ich natürlich nach dir und da leuchteten seine Augen, und er erzählte von dir so begeistert, wie nur ein Soldat von seinem vorbildlichen Führer berichten kann. Er war in deinem Nachrichtenzuge gewesen. Du hast ihn ausgebildet, in „zum Menschen gemacht", zum Soldaten erzogen. Er sprach von dem strengen Dienst und von der vollen Leistung, die du jedem abverlangt hättest, die dir aber auch voll und gern gewährt wurde, weil du selber ein so leuchtendes Beispiel eines Vorgesetzten gewesen seiest. Und wie der Unteroffizier da von dir weiterberichtete, Jochen, da wußte ich, daß du diesem Mann ein Stück von deinem Wesen gegeben hattest. Ich sah in ihm dich selbst wieder, einen begeisterten Nationalsozialisten und einen vorbildlichen Soldaten - und ich erlebte wieder dein freudestrahlendes und kraftspendendes Wesen.

Immer, wenn ich einmal mit dir zusammen sein wollte, - und es ging ja nicht, weil du damals irgendwo anders weit weg im Westen standest, - dann ließ ich mir von dem

Unteroffizier vom Dienst in deinem Nachrichtenzuge von der Kameradschaft, von euren Waldläufen, von euren Sportfesten und von euren Wanderpatrouillen erzählen.

Von unserem alten Klassenlehrer hörte ich dann, daß du geheiratet hättest und daß dir deine Frau zwei blonde Jungs, einen Hans-Joachim und einen Friedrich-Wilhelm, geschenkt hätte. Ich freute mich und stellte mir deinen Vaterstolz vor. Der Klassenlehrer erzählte mir auch, daß du an der Aisne im Frankreichfeldzug für deine Umsicht und Tapferkeit das EK. I verliehen bekommen hättest. Hätte ich an der Aisne von deiner Nähe gewußt, ich wäre damals zu dir gekommen, denn ich machte den Aisne-Übergang bei eurer Nachbardivision mit. Schade! -

So konnten wir uns in diesem Leben nicht mehr sehen, und nur noch einmal im Fernsprecher durfte ich deine Stimme hören, als dir durch den Hufschlag eines Pferdes das Bein gebrochen war und du in der Heimat auf deine Genesung wartetest. Das war kurz vor dem Krieg gegen die Bolschewisten, gegen den alten Feind, in dem sich nun auch dein Schicksal am 23. Juli 1941 erfüllt hat.

Den Sieg vor Augen, bist du gefallen, als dein Regiment nach einem dreitägigen schweren Gefecht bei Andrejewska, 50 Kilometer westlich Kiew, den Feind niedergerungen hatte. Schon kamen die Scharen der geschlagenen Sowjet-soldaten zu Hunderten mit erhobenen Armen angelaufen, um sich zu ergeben, als aus dem dichten Haufen noch ein Schuß fiel, der dich mitten ins Herz traf und dein Leben, das ausgefüllt war mit Pflichterfüllung, Kampf, Stolz

und der großen Liebe für den Führer und die Deinen mit einem schönen Soldatentod beendete.

Jochen, allen, die dich kannten, gabst du ein Stück deines heiteren, strahlenden und begeisterten Wesens und sie alle werden dein „Deutschland!" rufen hören und Kraft schöpfen wie damals die Massen auf den nachtdunklen Straßen der Reichshauptstadt, sie werden deine prüfenden, stete Pflichterfüllung und letzte Hingabe fordernden Augen vor sich sehen, wenn auch ihre schweren Stunden einmal schlagen.

„Eine Kompagnie zu führen, ist wohl die schönste Aufgabe"

Auf Urlaub, im Februar 1942.

Berlin, Anfang Juni, abends am Bahnhof Zoo. Die großen Lichtspieltheater haben gerade die letzte Vorstellung abgeschlossen. Zehntausende strömen durch die Schalter und auf den Rolltreppen zur Stadtbahn und in die Schächte der Untergrundbahn. Die Stadt ist verdunkelt, die hastenden Menschen sind nur als Schatten zu erkennen. Die Straßenbahnen erscheinen wie wandernde blaue Lichtstreifen. Viele Mädchen und viele Urlauber sind unterwegs. Die Soldaten der Berliner, Potsdamer, Spandauer und Brandenburger Regimenter, die unzähligen Teilnehmer an den Lehrgängen der Waffen- und Militärschulen in und um die Reichshauptstadt genießen noch einmal die Abwechslungen, die die Heimat zu bieten hat. Wir, Uwe und ich, wir stehen mitten in dem Trubel und verabschieden uns. Tragen beide schon in der Brusttasche hinter der Klappe des Soldbuches den Marschbefehl.

„Also, laß dir nichts passieren!" -
„Halt' du man auch die Ohren steif!" -
„Hals- und Federbruch!" -
„Waidmannsheil!" -

„Also dann, Soldatenglück, lieber Uwe!" so geht es hin und her beim Händeschütteln.

Wieviele mögen sich wohl an der gleichen Stelle schon so verabschiedet haben?

Ich kannte Uwe von der gemeinsamen Rekrutenzeit. Als alte SA.-Kameraden hatten wir uns da zu besonders herzlicher Freundschaft gefunden. Uwe war schon 1929 im Spandauer Sturm 10 gewesen.

Den letzten Abend vor dem Abmarsch hatten wir nun noch gemeinsam verlebt. Hatten von unseren großen Plänen nach dem gewonnenen Krieg gesprochen. Uwe wollte wieder raus als Farmer nach Kamerun, wo er schon 1936-38 nach unserem Rekrutenjahr in Spandau einige Zeit auf einer Bananenfarm gewirkt hatte. - Er erzählte noch so begeistert von seiner großen Liebe in Frankfurt, die er in der Westwallzeit kennen und verehren gelernt hatte, und die er dann nach „draußen", nach Übersee, mitnehmen wollte. - Aber bis dahin war es noch eine lange Zeit. Jetzt jedenfalls fuhr er erst einmal wieder nach Osten, ins Generalgouvernement, wo unser altes Regiment in irgendeinem der vielen Wald- und Barackenlager in Bereitstellung lag, und wo er beim III. Bataillon, bei dem er einst als Rekrut gedient hatte, nun Ordonnanzoffizierdienste tat.

Die Potsdamer Division steht im Raum von Mislawl. Bei dem Kessel, der um eine größere bolschewistische Kräftegruppe bei Roßlawl gebildet werden soll, muß sie von Nordwest her abschließen. Auch das Spandauer Regiment zählt dazu - und Uwe ist mit dabei.

Eine Kriegsberichterfahrt führt mich nach Mislawl. Da werde ich natürlich die Gefechtshandlungen an Uwes Seite



Uwe Zitelmann

zu verleben suchen. Was wird er für Augen machen, wenn ich da plötzlich mitten in Rußland auftauche? Wie schön ist es doch, wenn die Kriegsläufte ein paar alte Kameraden völlig unerwartet in Feindesland wieder einmal zusammenführen.

Am Ortsausgang von Mislawl treffe ich auf die Trosse des alten Regiments. In gewaltige gelbe Staubwolken gehüllt, rücken die Marschkolonnen in ostwärtiger Richtung vor. Man sieht Offizieren und Mannschaften kaum die schweren Vormarsch- und Kampftage an, die sie bisher am Bug, an Beresina und Dnjepr durchzumachen hatten. Sie sind gerade dabei, ihren tausendsten Kilometer herunterzutippeln. Eine schöne Leistung. Tausend Kilometer als Infanteristen durch Feindesland, bei denen man bisher immer als Sieger hervorgegangen war.

Der frühe Morgen ist so klamm und taunaß wie zuhause in Deutschland, ein später Herbsttag beginnt. Aber der Marsch macht bald die steifen Glieder wieder geschmeidig, und nach den ersten tausend Metern geht es wieder im alten Trott Schritt vor Schritt wie geölt. Wenn nur der dreimal verfluchte Staub nicht wäre. Unter jedem Schritt der Nagelstiefel pufft er hoch wie gelbes Mehl, und bald liegt auf den Infanteristen, auf ihren Waffen, Pferden und Fahrzeugen wieder eine dicke Schicht „Landschaft". Wenn dann Kraftfahrkolonnen oder die zur Sicherung der Marschstraße vorpreschenden Kanonen der Panzerjäger an den Marschierenden durch den Staub vorübermülmen, dann sieht man kaum noch den Vordermann, und dann legt sich noch eine zweite Schicht, „Umgegend" wie es die Berliner nennen, auf alles, was da in Richtung der aufgehenden Sonne vorrückt. Das Ziel heißt Roßlawl, kurz

„Roßappel" genannt. Endlich einmal ein Ortsname hier in Rußland, unter dem man sich etwas vorstellen, den man sich merken kann.

Von vorn klingt hin und wieder Gefechtslärm bis zu den Marschkolonnen. Da muß die Spitze sich also mit dem Feind herumschießen. Aber es geht weiter. Es tritt kein Halt ein, also kann der Gegner nicht allzu stark sein. Wahrscheinlich verfolgt er wieder seine alte Taktik, sich von Hinterhalt zu Hinterhalt kämpfend zurückzuziehen, weil er hier, seitlich der großen Marschstraßen, nicht mit einem deutschen Vorgehen gerechnet und nur schwächere Kräfte zur Verfügung hat. Hin und wieder liegen einmal erschlagene oder verwundete Sowjetsoldaten und tote Pferde noch in den Strängen vor ihren Fahrzeugen und Protzen am Straßenrand, so wie sie das Verderben erreicht und niedergestreckt hat. In behutsam durch den löcherigen Landweg zurückschwankenden Sanitätskraftwagen werden die eigenen verwundeten Kameraden zurückgefahren.

Dann ist weithin wieder nichts vom Kampf vorne zu spüren, bis ein Trupp zurückstapfender Gefangener, Brotkanten kauend, sich im Gänsemarsch an den Marschkolonnen vorüberdrückt, und man so sehen kann, daß es vorne doch allerlei zu tun gibt. Aus der Ferne, wo irgendwo die großen Rollbahnen verlaufen, klingt leise das Rumpeln der Artillerien herüber. Durch das Blau des Himmels brummen Flugzeuge, von unten aus den Staubvorhängen, die zwischen den Birkenwegen, Kiefernwäldern und Kornfeldern stehen, argwöhnisch verfolgt. Allermeist sind es eigene mit gelber Schnauze, gelben Flügelspitzen und dem schwarzen Kreuz, manchmal aber auch einer der roten Sterne. Und dann rasseln aus den Marschkolonnen

die MG. von den Sockelfahrzeugen der Maschinengewehrkompanien so lange, bis die Luft wieder rein ist. So geht es den ganzen Tag über.

Es ist wieder so ein rechter Vormarschtag mit der entsprechenden Gluthitze in der Mittagszeit und müden Knochen nach 30 Kilometern bei einer leeren Feldflasche. Am Abend liegen wieder 24 Stunden Krieg im Osten hinter den Infanteristen, die sich im scheidenden Licht des Tages in Zelten und Erdlöchern in den Bauerngärten eines kleinen Dorfes ihr hartes Bett bereiten oder in den Katen vor den Herdfeuern sitzen und in den Kochgeschirrdeckeln Bratkartoffeln in ein wenig Schmalz schmoren, Mohrrüben, Zwiebeln und Eier suchen und dann in Reihe hinter der Feldküche antreten, um Mittags- und Abendportion gleichzeitig zu empfangen. Mit der Bevölkerung ist, wie überall bisher, bald ein gutes Einvernehmen hergestellt. Man tauscht Kleinigkeiten gegen Kleinigkeiten, und ein russischer Bauer, der im Weltkrieg vier Jahre in deutscher Gefangenschaft gewesen ist, spielt als gewichtige und vielbeanspruchte Persönlichkeit den Dolmetscher dabei.

Ich finde den Regimentsstab und melde mich dort. Frage mich dann nach dem III. Bataillon durch. In ein paar strohgedeckten Holzhäusern seitlich der Marschstraße ist es untergezogen.

„Wo liegt der Stab?" frage ich. Ein Bauernhaus wird mir gezeigt. Dort muß auch Uwe sein. Die Offiziere sollen hinter dem Haus im Garten sein. Ich klettere vorsichtig durch den engen Hof, denn ich will den alten Kameraden doch überraschen. Hinter einem Buschwerk, mitten in Kartoffelbeeten sehe ich jetzt die Offiziere vom III. Bataillon auf kleinen Feldstühlen oder an der Erde auf ihren aus-

gebreiteten Mänteln sitzen. Ein Hauptmann, ich kenne ihn von früher her nicht, es muß der neue Kommandeur sein, löffelt gerade sein Abendbrot, Hirsebrei, den ihm sein Pferdehalter auf einem Blechteller von der Feldküche zu seinem Loch im Kartoffelacker gebracht hat, und dazu ißt er eine Kommißbrotscheibe mit Büchsenwurst. Und da ist auch Uwe. Braungebrannt und stoppelbärtig. „Guten Abend, Uwe!" sage ich so, als hätten wir uns gestern erst gesehen. Die Überraschung gelingt glänzend, und seine Freude über das unerwartete Wiedersehen leuchtet ihm aus den Augen. Ich werde vorgestellt, als alter Angehöriger des Bataillons von allen herzlich begrüßt und sogleich zum Abendessen mit eingeladen. Es ist, als wäre man nach langer Abwesenheit nach Hause gekommen.

So lerne ich das Offizierkorps des III. Bataillons, den Kommandeur, den Adjutanten, die Chefs, die Kompanieoffiziere und den jungen Unterarzt kennen. Wir sind noch mitten in der Begrüßung, da gibt es auch schon die ersten gemeinsamen Erlebnisse, als die Melder vom Stab zu den Gewehren greifen und vorsichtig durch ein angrenzendes Roggenfeld pirschen. Eben hat man nämlich einen Bolschewiken dort herausgeholt. Wahrscheinlich sitzen noch mehr darin. Man schreit: „Rucki wjärck!", und da wachsen aus dem Korn mit erhobenen Händen ein gutes Dutzend erdbrauner Gestalten und kommen ängstlich aus dem gelben, wogenden Meer der Halme heraus. Der Kommandeur hat inzwischen seinen Brei, ohne sich von den Vorgängen, die 50 Meter neben ihm abrollen, irgendwie stören zu lassen, ausgelöffelt und bietet mir nun als Gast eine der allerletzten seiner Zigarren an. Nach einer richtigen, genießenden Zeremonie des Abschneidens und Inbrand-

setzens wird sie angeraucht. Dabei haben wir alle unsere heimliche Freude an einem berlinisch-russischen Zwiegespräch eines der Unteroffiziere mit einem der soeben gefangenen Kerle, der ein schweres MG., das man gleichzeitig im Korn gefunden hat, entladen soll. Die Mündung wird vorsorglich in den Erdboden gerichtet, und, wie es vorauszusehen war, wetzt der letzte Schuß auch dreckspritzend und knallend in den Sand, weil die berlinisch-russische Verständigung doch nicht so ganz geklappt hat. Der Hauptmann zieht etwas die Augenbrauen hoch, denn solche Scherze liebt er nicht, und der Unteroffizier scheißt den verdatterten Sowjetsoldaten in seinen saftigen Ausdrücken an, weil „das dumme Luder nicht einmal seine eigene Spritze kennt". Der Gefangene wird zu seinen schon angetretenen Genossen gewiesen, die dann ein Schütze zur Ablieferung zum Regiment abführt.

Dann gibt es Ruhe um die strohgedeckten Holzkaten, Uwe und ich machen noch einen Abendspaziergang die Dorfstraße entlang und besuchen die alte Kompanie, bei der wir zusammen 1934 als Rekruten dienten. Wer hätte damals an solch ein Zusammentreffen in der Sowjetunion gedacht? Ein paar von den alten Knochen sind noch da, und da gibt es wieder allerlei Erinnerungen auszutauschen. Wirklich, es ist, als wäre man nach Hause gekommen.

Danach setzen wir unseren Abendbummel fort. Die Posten und Streifen, die die einzelnen Kompanien ausgestellt haben, hören aus aufgefangenen Gesprächsfetzen, daß wir beide ganz weit weg sind und eigentlich nur noch körperlich in diesem russischen Nest hier weilen. Wir erzählen von der Heimat und von dem, was wir beide inzwischen alles erlebt haben, sprechen auch von denen, die nicht

mehr mitmarschieren können. Manchen von den alten Kameraden hat es schon erwischt. „Weißt Du!" sagt Uwe, „ich habe bisher viel Glück entwickelt. So bei Mogilew. Da ging es ein paar Mal ganz dicht vorbei. Es ist alles Schicksal, ob und wann es einen erwischt oder nicht. Man kann wenig dagegen tun. Man muß eben Glück haben. Und wenn es einen wirklich einmal trifft, dann sage ich mir immer, daß wir „drüben" schon viele gute alte Kameraden treffen, die uns mit offenen Armen aufnehmen, so wie wir dich hier empfangen haben. Wenn man sich das alles so vorstellt, dann ist das ja alles halb so schlimm. Man fühlt sich nicht mehr so einsam, wenn man an die „andere Seite" denkt."

Spät legen wir uns in einer Kartoffelfurche gemeinsam, Rücken an Rücken, um uns so ein wenig zu wärmen, zur kurzen Nachtruhe nieder. Am Horizont lodern zwei riesige Brände und färben den Nachthimmel düsterrot. Einer davon muß das Ziel, muß „Roßappel" sein.

In der Nacht trifft vom Regiment der Marsch- und Angriffsbefehl für den nächsten Tag ein. Das III. Bataillon übernimmt die Spitze. Früh um 2 Uhr wird geweckt, die Zelte werden abgebrochen. Die Feldküche gibt eine Feldflasche Tee aus, und die Kompanien treten auf der Dorfstraße, leicht fröstelnd im Morgentau, an. Die Kompaniechefs stehen an einem Wegkreuz um den Kommandeur und werden in die Lage eingewiesen. Von der Karte des Adjutanten zeichnen sie sich die weitere Vormarschstraße in die eigenen Blätter ab. Die Führer der unterstellten Waffen melden sich. Es ist die übliche Spitzenbesetzung.

Eine Batterie, eine Pionierkompanie und je ein Zug Panzerjäger und Infanteriegeschütze treffen beim Bataillon ein. Die Kompanieführer geben die Lage in großen Umrissen an ihre Einheiten weiter, und die Schützen merken sich: „Altes Ziel, wie gestern schon, Roßappel, davor ein Fluß quer zur Front, die Ostr, hinter der sicher der Gegner in unsichtbaren Stellungen sitzt und sich in alter Weise erbittert verteidigt, bis er in seinen Löchern totgeschlagen wird. Auf einem zweiten Weg links geht das Nachbarregiment vor. Alles weitere wird sich finden." Es ist so, wie man es auch damals in der Rekrutenzeit auf dem Übungsplatz und im Manöver unzählige Male vorgeübt hat.

Um 3 Uhr treten die vordersten Teile an. Nach wenigen Kilometern werden die eigenen vorgeschobenen Sicherungen passiert und nun Waffen und Gerät freigemacht, das heißt jeder einzelne behängt sich mit dem, was er im Kampf braucht und wird auf diese Weise einen halben Zentner schwerer.

Ganz vorn reitet eine zugeteilte Gruppe von acht Reitern des Regimentsreiterzuges. Sie hat auch die erste Feindberührung. Durch schneidiges Zufassen gelingt es ihr, in der nächsten Ortschaft einige Sowjetpioniere zu schnappen, die gerade eine Brücke über ein Fließ hochgehen lassen wollten und die Furt nebenbei schon vermint hatten. Das wird also verhindert und auf diese Weise Zeit gewonnen und wahrscheinlich auch Blutvergießen vermieden.

Die Spitzenkompanie fühlt sich am Straßenrand weiter vor. Es geht alles wie am Schnürchen, genau so, wie damals zwischen Spandau und dem Hasenheidenberg in Döberitz.

Die Landschaft ist beinahe lieblich zu nennen. Sie ist leicht gewellt, und Feld, Wald und Tümpel geben ihr einen Charakter, wie man ihn aus der Heimat kennt. Darüber stehen ein wenig schwermütig dicke, weiße Wolkenbänke. Gottseidank liegen jetzt die Sümpfe und endlosen Kiefernheiden Weißrutheniens mit ihrer Mückenplage weit hinter dem Regiment.

Man überquert gerade einen langgestreckten Hügelrücken, als von rechts aus einem im Grunde gelegenen Dorf, dessen graugrüne verwitterte Strohdächer zwischen Birkengrün und Korngelb zu erkennen sind, ein verdächtiges Motorengeräusch herüberschallt. Die Ferngläser richten sich hinüber, und die Panzerjäger werden wie elektrisiert. Auf dem Wege, der aus dem Grund heraufführt, brummen ahnungslos vier dicke Sowjetlastwagen mit angehängten Geschützen direkt auf die Vormarschstraße zu. Das ist ein fetter Bissen für das Spitzenbataillon. Schon nach wenigen Minuten Gefechtslärm, der allerdings nur aus deutschen Waffen tönt, ist die Einlage erledigt. Das Regiment besitzt ein paar motorisierte Fahrzeuge mehr, ein Trupp von Gefangenen gesellt sich zu den vor einer halben Stunde überraschten Sowjetpionieren, die Bolschewiken haben wieder einige Kanonen weniger, und der Vormarsch geht pausenlos weiter.

Nur noch wenige Kilometer und man muß an der Ostr stehen. Und dann sind sie auch plötzlich da, – die Granateinschläge. Die russischen Bauersleute, die bisher die durchziehenden deutschen Soldaten bestaunt haben, sind verschwunden, wie weggeblasen, und zwischen dem Hügelland heult wieder dieses flatternde Zischen, das Krachen der zerspringenden Geschosse und das Jaulen der Splitter.

Maschinengewehre rasseln los und Pakabschüsse dröhnen. Alles nimmt erst einmal den Kopf in den Graben und drückt sich irgendwie und irgendwo weg. Vom Feind ist zunächst, wie üblich, nichts zu erkennen.

Der Regimentskommandeur ist dann plötzlich ganz vorn, und der Hauptmann vom III. Bataillon, der die Spitze führt, weist ihn in die Lage ein, soweit er sie schon selbst erkennen kann. Dann sucht er sich allein, nur von seinen Kompanieführern und einigen Meldern begleitet, einen hochgelegenen Beobachtungspunkt, von dem aus man eine umfassende Geländebeurteilung gewinnen und die Stellungen des Feindes einsehen kann. Uwe muß ihn als Ordonnanzoffizier begleiten. Auch ich hänge mich an.

Geduckt, auf jedes Geräusch achtend, das eine Gefahr ankündigt, tasten wir uns von hinten an eine Höhe heran und legen uns oben in einen Straßengraben nieder. Die Gläser suchen in der weiten Landschaft, die sich vor uns erstreckt. Links geht schon das Nachbarregiment vor. Schützen und Radfahrer springen oder trampeln, tief auf die Lenker gebeugt, mit eingezogenem Kopf über die eingesehenen Hänge. Der Hauptmann setzt seine Kompanien an. Da muß man uns drüben erkannt haben. Um uns schlagen ein paar schwere Brocken ein. Eine Granate platzt acht Meter vor uns, die wir in einer Reihe ganz dicht nebeneinander am Straßenrand liegen. Ein Leutnant, der zwischen Uwe und mir liegt, dreht sich um. Ein kleiner Splitter fand den Weg zu seinem Herzen. Er ist sofort tot. Ein schöner Soldatentod. - Er hat es gewußt, daß es ihn heute erreichen würde. Am Morgen sprach er ahnungsvoll darüber. - Hinter uns hat es noch einem Unteroffizier die Schulter weggerissen. Im Feuer werden die Be-

fehle gegeben, dann spritzt alles auseinander. Eine Gruppe von Granaten folgt der anderen. Ich renne mit aller Kraft den Straßengraben entlang nach vorn. So verliere ich Uwe aus den Augen. Ich habe etwas Angst um ihn.

Auf dem Hang ist noch der Teufel los. Aber nach wenigen Minuten schon schlängeln sich die Kompanien in langgezogener Reihe, immer Deckung suchend und dabei keinen Umweg sparend, feindwärts, um den eingesehenen Hang herum. Nach einer Viertelstunde kommt auch der Bataillonsstab und mit ihm Uwe. Er gesteht, daß er sich auch um mich ängstigte. Ich begreife jetzt, was mir mal ein alter Weltkriegssoldat sagte: „Es ist nicht gut, wenn zwei alte Freunde oder Brüder im gleichen Regiment im Felde stehen." Wir sprechen von dem soeben gefallenen Kameraden. Er war Zugführer in unserer alten Kompanie.

Auf vielverschlungenen, verschwiegenen Pfaden pirscht sich das Bataillon nach vorn ungesehen an den Feind heran. Der Kommandeur immer an der Spitze. Kaum dringt die heiße Glut des Tages in das Halbdunkel des russischen Waldes. Der Feind scheint nichts zu merken, denn er setzt seine Granaten weiter in die Räume, die schon längst durchschritten sind. Schwer bepackt mit Waffen und Munition schleicht Mann hinter Mann so kilometerweit durch das Dickicht. Wir kriechen unter dem wassertriefenden Wehr einer Mühle hindurch, obwohl oben eine Straße verläuft. Aber dort hätte man eingesehen werden können. Schwitzend und mit Aufbietung aller Kräfte werden Sumpflöcher übersprungen, Bäche überwunden. Leise scheppern die schweren Geschosse der Granatwerfer in ihren Blechkästen, klirren Spaten, Seitengewehr, Feldflasche und das Kochgeschirr im Sturmgepäck aneinander. Aber es

ist auch das einzige Geräusch, denn jedes Sprechen, Äste knacken und was sonst die Annäherung verraten könnte, wird vermieden. Befehle werden leise von Mann zu Mann durch die lange Schlange nach hinten durchgesagt. Meldungen kommen durch den Draht nach vorn, wo gleich hinter dem Hauptmann die Fernsprecher ihre Strippe kilometerweit abrollen lassen. Auch das Funksprechgerät wird hier von zwei Funkern auf dem Rücken in schweren Tornistern nach vorne geschleppt. Die Strippe bleibt bald nur noch die einzige Verbindung durch das Unterholz nach hinten. An ihr tasten sich die Melder vor und zurück, denn in dem Gewirr des russischen Urwaldes ist die Spur der 500 Mann des Bataillons längst nicht mehr zu finden.

Es ist wirklich ein beschwerlicher Weg in die Bereitstellung, aber „Schweiß spart Blut", meint Hauptmann H., der Kommandeur, und schenkt seinen Schützen nichts, aber auch gar nichts. In den Bereitstellungsräumen angekommen, müssen sie wieder graben und tarnen. Aber die Berliner Jungs haben mit ihrem Hauptmann auf diesem Indianermarsch selbst die hinterhältig kämpfenden Sowjetsoldaten, die in diesen undurchsichtigen Wäldern zu Hause sind, überlistet. Die Bolschewiken ahnen nicht, daß ihre Gegner ihnen schon so nahe gekommen sind.

Wir liegen jetzt keine 300 Meter mehr vor ihnen. Nur noch eine große Wiese trennt uns, die platt ist wie ein Teller, und dann der Ostr, ein mannstiefes Flüßchen von etwa 30 Meter Breite. Dahinter im dichten Buschwerk müssen die Bolschewiken sitzen. Ihre Beobachter haben sie auf den ansteigenden Hängen des Flusses, von denen aus man das gesamte Vorgelände weit einsehen kann, aber sie

sehen eben doch nichts, denn wir haben uns an sie im dichten Wald ungesehen heranpirschen können.

Bis die rechten und linken Nachbarn ebenfalls in die Bereitstellung gerückt sind, und bis die Artillerie in ihren Feuerstellungen aufgefahren ist, muß noch gewartet werden. Das III. Bataillon liegt derweil im Gehölz an den Boden gedrückt. Die 9. und 10. Kompanie vorn, mit unterstellten SMG.- und s. Granatwerfergruppen der 12. Kompanie. Der Bataillonsstab und die 11. Kompanie warten dahinter mit dem Rest der 12. und den Pionieren, um einzuspringen, wenn der Angriff irgendwo steckenbleiben sollte. Die Schützen essen den letzten trockenen Brotkanten aus dem Brotbeutel. Die Feldküchen sind natürlich hier vorne nicht herangekommen, wenn es jetzt auch schon wieder Nachmittag geworden ist.

Die vergangene Nacht hat man ein paar Stunden im Kartoffelacker unter Mantel und Zeltbahn geschlafen. Seit 2 Uhr früh ist man wieder auf den Beinen, ist schon wieder beinahe 20 Kilometer marschiert, hat schwer geschleppt und ist durch Granatfeuer um sein bißchen Leben gerannt und gesprungen. Und jetzt, jetzt geht es überhaupt erst richtig los. Das war ja bisher alles nur die Vorbereitung zu dem, was noch kommen soll. Aber darüber macht sich kein Mann des Bataillons Gedanken. Die allermeisten liegen vielmehr in voller Deckung und schlafen dem Angriff entgegen. „Wenn es losgeht, wird man uns schon wecken!", so meinen sie mit der eisernen Ruhe des Frontsoldaten.

Über die schlafenden Schützen hinweg gurgeln die Granaten der deutschen Artillerie, die sich jetzt auf die erkannten Ziele einschießt, ihren Weg. Von der Feindseite

zwitschern hin und wieder Gewehrschüsse und MG.-Garben durch die Äste.
Schon neigt sich der Tag, als die deutsche Artillerie mit einem wilden Feuerschlag den Angriff einleitet. Als die ersten Gruppen der Granaten beim Feind auseinanderbersten, setzen auch die Infanteriegeschütze mit ihrem Feuer aus verdeckten Stellungen ein. Bei uns, vorn am Waldrand vor dem Bachabschnitt, werfen die Schützen ihre schweren Maschinengewehre vor, und im Dauerfeuer jagt die eiserne Saat über die Wiesen jenseits des Ostr-Flusses in die Büsche, wo die Sowjetsoldaten, ob sie wollen oder nicht, ihre Köpfe tief in die Löcher verstecken müssen. Gleichzeitig springen die Sturmkompanien auf einen Pfiff der Kompanieführer über die freie Fläche im Feuerschutz der schweren Waffen vor und stürmen in atemlosem Lauf über das deckungslose Gelände, zwischen sich die vollgepumpten Schlauchboote für den Flußübergang. Allen voraus der Kompanieführer, Leutnant B., der schon an der Maas als Erster vom Regiment jenseits des Flusses war und auch in der Stalin-Linie als Erster das ostwärtige Ufer des Dnjepr betreten hatte. Er ist Anwärter auf das Ritterkreuz. Hinter ihm hastet sein Kompanietrupp mit dem Funkgerät vor. Schon nach 10 Minuten läuft bei den Funkern des Bataillons folgender Spruch ein: „10. Kompanie hat mit Teilen Fluß überschritten und Verteidigungslinie im Nahkampf durchbrochen. Gehe weiter vor."
Die gleiche Meldung trifft fast zur selben Zeit von der Nachbarkompanie ein. Immer aufs Neue steigen aus der vordersten Reihe der Sturmtruppen die weißen Leuchtkugeln hoch, die der deutschen Artillerie zeigen sollen, „hier sind wir!", und mit einer Präzision wie auf dem Übungsplatz legt die Artillerie ihr Feuer vor die stürmenden

Infanteristen und zermalmt die Widerstandsnester der Bolschewiken an den aufsteigenden Hängen des Flußtales und in den Wäldern auf der Höhe dahinter. Rechts und links wird der Angriff durch Nebelgeschosse einer schweren Batterie abgeschirmt, so daß die Sowjetsoldaten die Sicht verlieren und nicht durch flankierendes MG.-Feuer die Sturmkompanien fassen können.

Auch die Reserven treten jetzt gestaffelt aus dem Waldrand, überqueren die Wiesen und den Fluß und treiben in den Stellungen, die wieder ganz meisterhaft getarnt angelegt sind, die verdutzten und überrannten Bolschewiken zusammen. Die Spitzen des Bataillons sind schon oben auf der Höhe und nur noch als kleine schwarze Punkte in den Kornfeldern zu sehen.

Der Einbruch ist gelungen, und bald schon meldet der Funk wieder von vorn, daß das erste Angriffsziel, der Höhenrand, in deutscher Hand sei. Die Kompanieführer bitten gleichzeitig um den Befehl, weiter vorgehen zu dürfen. Jetzt treten auch in den Nachbarabschnitten die Bataillone an. Das Artilleriefeuer ist nach rechts und links umgeschwenkt und legt eine Feuerglocke um die Übergangsstellen beim rechten und linken Nachbarn. Unten am Fluß sammeln sich die Scharen der zusammengetriebenen Gefangenen. Sie scheinen ganz froh zu sein, daß für sie der Krieg nun so plötzlich beendet ist und daß sie mit dem Schrecken davongekommen sind. Jetzt laufen die Bolschewiken auch aus ihren beherrschenden Stellungen auf der Höhe, wo noch das deutsche Artilleriefeuer in wilden Einschlägen tanzt, mit lautem Geschrei und heftigen Gebärden heraus und ergeben sich in hellen Haufen. Sie haben zum Zeichen der Übergabe ihre Waffen fortgeworfen, ihre Feldblusen

ausgezogen und kommen nun in weißen Hemden die Höhen heruntergestolpert. Dem heftigen Artilleriefeuer, dem schneidigen Angriff und dem blendenden Zusammenwirken der verschiedenen Waffen konnten sie nicht widerstehen.

Am Abend sind die vordersten Teile des Bataillons bereits kilometerweit jenseits des Flusses und stehen in einem Igel zur Sicherung des Brückenkopfes und zur Abwehr etwaiger Gegenangriffe im weiten Bogen um ein Dorf. Ringsum zischen immer wieder die weißen Leuchtkugeln hoch. Sie zeigen, daß die deutschen Linien in ganzer Breite über den Ostr-Fluß vordringen konnten. Die für den Sturm unterstellte Pionierkompanie wird, da man sie vorn nicht mehr benötigt, sofort zum Bau der gesprengten Brücke eingesetzt und macht sich unverzüglich ans Werk. Der ganze Angriff des Bataillons hat, es ist kaum zu glauben, nur einen verwundeten Unteroffizier gekostet. Die Zahl der Gefangenen geht in die Hunderte. Reich ist die Beute an Kriegsmaterial und Waffen aller Art. Die meisterhafte Führung und die gute Vorbereitung des Angriffs, der Verzicht auf Essen und Ruhe und die guten Nachrichtenverbindungen zur Artillerie haben viel Blut erspart.

Das Feuer hat von beiden Seiten fast aufgehört. Nur ein Granatwerfer des Gegners, der bisher geschwiegen hatte, feuert jetzt wieder von irgendwoher aus einem der großen Kornfelder. Ihm fallen die einzigen schweren Verluste des Angriffs, einige Melder vom Bataillonsstab, zum Opfer. Als die Kompanien sich in dem von ihnen erstürmten Dorf zur Ruhe begeben, betten die Schützen des Stabes ihre Kameraden zur letzten Ruhe zwischen den Birken am Rand der Vormarschstraße. Im letzten Licht des Tages stehen Offiziere und Mannschaften um das

Heldengrab und nehmen Abschied von den Kameraden. Ergriffen hören wir ein Vaterunser aus dem Munde des Bataillonsadjutanten, eines jungen Offiziers, dessen klare, feste Stimme die Schützen sonst nur von seinen knappen, kurzen Befehlen und Kommandos kennen.

Wer nicht auf Posten zu ziehen oder Streife zu gehen braucht, der gräbt sich jetzt in der Dunkelheit an einem abfallenden Hang sein Loch zum Schlafen, das ihm gleichzeitig gegen Granat- und Bombensplitter Schutz bieten soll. Die Schützen ziehen, da sie nichts anderes finden, das Stroh aus den Dächern der Katen und legen es als dürftige Unterlage auf den Boden ihrer Splittergräben. Dann hocken sie sich selber hinein und schlafen schon, ehe sie sich noch recht hingesetzt haben. Das Koppel umgeschnallt, das Gewehr im Arm, die Handgranate griffbereit, die Maschinengewehre auf den Deckungen. Auch Uwe und ich krabbeln wieder zusammen in ein Loch. Alles ist jetzt still ringsum und nur der Funker gibt an seinem Sprechgerät noch alle halbe Stunde einen Spruch nach hinten zum Regiment.

Nachts um halb Eins werden wir erstens durch einen einsetzenden Dauerregen übel geweckt. Zum Zweiten aber stellen sich jetzt auch die Feldküchen des Bataillons ein, die bisher vor der gesprengten Ostr-Brücke warten mußten, bis die Pioniere eine Übergangsmöglichkeit geschaffen hatten. In einer Scheune mit zerlöchertem Dach drängen wir uns müde, hungrig und jetzt auch noch bis auf die Haut durchnäßt zusammen und empfangen jeder ein halbes Kochgeschirr voll Erbsensuppe, ein Stück Brot mit Wurst und eine halbe Feldflasche voll heißen Kaffees. In unsere klitschnassen Zeltbahnen und Mäntel gehüllt sitzen wir

dann unter dem vorspringenden Dach der Scheune, von dem uns der Regen in kleinen Bächen auf die vorgestreckten Stiefel rinnt, und löffeln schweigend unsere Suppe, essen das Brot und trinken den heißen Kaffee, um dann ohne Rücksicht auf die ungemütliche Umgebung aneinandergelehnt, weiterzuschlafen. Es hat außer dem Essen auch noch einen Sack Feldpost gegeben. Die Briefe und Päckchen sind auch im abgeblendeten Licht der Taschenlampen ausgerufen worden, aber niemand darf sie jetzt lesen, denn ein einziger Lichtschimmer hätte Tod und Verderben im Gefolge haben können. Fröstelnd hofft man auf den neuen Tag.

Man kann gar nicht unterscheiden, ob es schon Tag oder noch Nacht ist, denn der neue Morgen zeigt Landschaft und Himmel düster grau und im ununterbrochen strömenden Regen. Aber bei dem werdenden Licht hat man wenigstens noch einige andere Häuser und Scheunen entdeckt, in die man unterziehen kann. Allerdings ist die Gefahr der Verlausung groß, wenn man in die Bauernhütten hineingeht und sich dort niederläßt.

An diesem Tage wird das Nachbarregiment, das gestern zur Reserve der Division gestanden hat, nach vorn gezogen und übernimmt die Spitze. Die Straßen, eigentlich kann man ja schon bei Trockenheit überhaupt nicht von Straßen sprechen, sind jetzt zu moorigen Streifen verwandelt. In dem Schlamm der Wege patschen die Infanteristen in langen Reihen weiter ostwärts. Sie greifen in die Speichen ihrer Fahrzeuge und müssen hart mit zufassen, wenn die Pferde die schweren Gefechts- und Troß-

fahrzeuge nicht mehr durch den tiefen Dreck hindurch bekommen. Am Wege liegen Lastkraftwagen und Geschütze, die die fliehenden Sowjetsoldaten stehengelassen haben. Und in der Ferne, wo düstere Rauchwolken hochsteigen und Artilleriefeuer dröhnt, muß das Ziel, muß Roslawl liegen.

Aber die Stadt war nicht nur Marschziel der Infanterie, sie war auch das Marschziel von Panzer- und schnellen Truppen, die auf einer der wenigen großen Verkehrsstraßen, die es hier zu Lande gibt, nach Osten vorgingen. So kommt dann plötzlich, so gegen 10 Uhr vormittags, die Nachricht, daß Roslawl von deutschen Truppen genommen ist.

Das Angriffsziel ist also erreicht. Aber noch gilt es, eine weitere Aufgabe zu meistern. An der Straße, die von Roslawl nach Norden, nach Smolensk, führt, stehen noch bedeutende Teile bolschewistischer Streitkräfte, die, von den deutschen Angriffen überrascht, sich nicht mehr zurückziehen konnten und nun wütende Ausfallversuche machen, um doch noch irgendwo ein Loch zum Entwischen zu finden. Hier werden die Infanteristen angesetzt.

Wieder sprechen die Artillerien ihr gewichtiges Wort. Während die Panzer schon wieder weiter durch die Stadt hindurch nach Osten drängen, werden die Infanterie-Einheiten nach Norden abgedreht, um den Kessel, der sich hier nördlich Roslawl neu gebildet hat, auch von Süden her zusammenzudrücken. Der Kampf gegen den schon erschütterten Feind, dessen Soldaten nun allmählich doch trotz aller Dummheit hinter die Lügen ihrer Kommissare kommen, ist kurz und heftig. Auch unser Bataillon wird noch einmal angesetzt. Aber es kommt nicht mehr in den

Kampf. Denn schon bald ist auch hier der Kessel ausgeräumt, und in unendlich langen Kolonnen treten die Sowjetsoldaten den Marsch in die Gefangenschaft an. Über 35 000 Mann werden abgeführt.

Mein Auftrag ist beendet. Ich muß mich wieder von Uwe und dem alten Bataillon trennen. In einem Kiefernwald an der Straße Roslawl - Smolensk nehmen wir Abschied voneinander. Ich sammele noch Feldpostbriefe ein, die ich besorgen kann, und dann begleitet Uwe mich an meinen Kübel. Es ist wie an jenem Urlaubsabend am Bahnhof Zoo und wieder wünschen wir uns: „Waidmannsheil und Soldatenglück!", nur ist es diesmal wohl ein wenig ernster als damals. Im Anfahren grüßen wir, dann winken wir uns noch zu, bis er nur noch ganz klein weit hinten auf der langen gradlinigen Straße steht und dann verschwindet. Wir fahren als erster deutscher Kraftwagen auf dieser Straße, die vor Stunden noch völlig von den Sowjets beherrscht wurde. Bald treffen wir auf die Regimenter, die von der anderen Seite von Norden her den Kessel zusammengedrückt haben und nun seitlich der Straße die Wälder durchkämmen.

Mit Uwe blieb ich in Verbindung. Auf vielen Umwegen erreichte mich hin und wieder Feldpost von ihm und manchmal war ich ganz in seiner Nähe, aber wir trafen nicht mehr zusammen. Am 26. Oktober 1941 schrieb er aus einem Quartier zwei Tagemärsche ostwärts Wjasma: „Von der Desna aus, über die wir mit außerordentlich geringen Verlusten kamen (nur der Kommandeur, der inzwischen Major geworden ist, wurde am Finger ver-

wundet), ging es flott ostwärts über die Ugra. Dauernd kleine Kämpfe auch mit Panzern überstanden wir gut. Den stolzesten Tag erlebte unser Bataillon am 10. Oktober. An diesem Tage stießen wir als Vorhut durch die Reste der 4. russischen Armee bis an die Wjasmabrücke der Straße Smolensk - Wjasma vor, das Bataillon machte dabei 8000 Gefangene. Vortrupp-Kompanie war wieder die 10. mit ihrem Führer Oblt. B., der jetzt das Ritterkreuz trägt. Wir hatten unterstellt einen Zug Sturmgeschütze, Führer Leutnant M., auch Ritterkreuzträger. So war unsere Angriffsspitze, ein Sturmgeschütz, besetzt mit zwei Ritterkreuzträgern des Heeres, ein seltener Anblick. - Anschließend kamen weniger schöne Tage. Die Division sollte die großen Wälder westlich Wjasma von versprengten Feindkräften reinigen. Diese Aktion hat uns viele Opfer gekostet. Leutnant Sch., der die 11. Kompanie führte, fiel, der Führer der 12. Kompanie wurde verwundet. Oberleutnant P., Kompaniechef der 9. Kompanie, wurde schon in den letzten Tagen an der Desna schwer verwundet. Die 9. Kompanie führt jetzt ein Oberleutnant W., ich weiß nicht, ob Du ihn kennst. Er verlor in Polen ein Bein, macht aber unverwüstlich immer weiter mit.

Nach der Säuberungsaktion, bei der selbst unsere Feldküchen eine erbitterte Schlacht schlugen, zogen wir nun in drei Tagemärschen hierher und sitzen jetzt seit einer Woche im Schlamm fest, d. h. ich glaube, wir werden im Augenblick als Armeereserve nicht gebraucht. Der Schlamm ist schaurig. Euch wird es wohl auch nicht besser gehen.

Also auf ein baldiges Wiedersehen und Hals- und Beinbruch.

Uwe."

Am 19. 11. 1941 schreibt er noch einmal:

„..... soeben bekomme ich Deinen Brief aus ..... Herzlichen Dank. Da inzwischen wieder einiges von mir zu berichten ist, antworte ich gleich. Als Erstes habe ich auch einen zweiten Orden bekommen, das EK. I. In der Hauptsache wohl auch für Mogilew, den Schlußpunkt haben die Kämpfe bei Wjasma gemacht. Zweitens bin ich zum Kompanieführer der 9. Kompanie avanciert. Oberleutnant W. wurde plötzlich zur Infanterieschule Döberitz versetzt und seitdem führe ich die Kompanie. Ich habe mich sehr darüber gefreut, denn eine Kompanie zu führen, ist wohl die schönste Aufgabe, die man als Soldat haben kann. Außerdem habe ich noch etwas, über das ich mit mir selbst noch nicht ganz einig bin. Ich bekam einen Brief, der mich darauf vorbereitet, daß ich wohl in Bälde zu einem landwirtschaftlichen Einsatz im Osten abberufen werden würde. Es heißt, diese Arbeiten würden höheren Ortes für so dringend angesehen, daß ich trotz Zugehörigkeit zum Feldheer geholt werden würde. Ich stehe der Angelegenheit aber doch mit gemischten Gefühlen gegenüber, das kannst Du Dir ja denken. Ich möchte meine Kompanie nicht abgeben...."

Das war das letzte Schreiben, welches ich von Uwe erhielt. Auf Urlaub erkundigte ich mich bei seiner Mutter nach seinem Ergehen. Ich traf sie im schwarzen Gewand. Uwe war im Kampf um Moskau gefallen. Sie gab mir einen Brief seines Kommandeurs. Der Brief berichtet von Uwes letztem, schweren Kampf:

„Unter dem 28. 12. 41 ließ mir Ihr lieber Sohn Uwe aus dem Lazarett in Brest am Bug mitteilen, daß er dort läge und operiert sei. Zwei Tage darauf (der Brief kommt soeben hier an) erhielt ich vom dortigen Chefarzt die Nachricht, daß er am Nachmittag des 3. Januar verstorben sei. Ich habe nun die schwere Pflicht, Ihnen diesen so schmerzlichen Verlust mitzuteilen. Wie hatte ich mich gefreut, als ich vor drei Tagen das erste Lebenszeichen von meinem lieben Kameraden erhielt, mit dem ich über ein Jahr lang Tag für Tag zusammen war, alles durchlebte und dem ich am 5. Dezember, als er so hilflos vor mir lag, noch die Hand drücken konnte. -

Nun sind unser aller Befürchtungen, daß er die sehr schwere Verwundung nicht überstehen würde, eingetroffen, und ich sage Ihnen und Ihrem Gatten im Namen all meiner Kameraden mein persönliches aufrichtiges Beileid zu dem unersetzlichen Verlust. Ich kann gar nicht sagen, wie sehr mir gerade I h r Junge ans Herz gewachsen war. Trotz all der schweren Erlebnisse der letzten Monate verging kein Tag, daß ich nicht mit Bangen an ihn gedacht und sehnsüchtig auf eine gute Nachricht von ihm gewartet hätte. Nun deckt auch ihn mit so vielen Kameraden das große Leichentuch des russischen Winters. Das Lazarett schrieb, daß er auf dem Heldenfriedhof bei der russischen Sabor-Kirche in Brest am Bug beigesetzt sei; er hat von Kameradenhänden seine letzte Ruhestätte bereitet erhalten. So sehr ich wünsche, Ihnen später einmal persönlich möglichst viel von den letzten Monaten und Stunden Ihres lieben Jungen erzählen zu können, so will ich doch den heutigen Brief nützen,

Ihnen in Kürze über seine letzten Stunden bei uns zu berichten. -

Es war der letzte Angriffstag unseres Regiments, jener 42 Grad kalte 5. Dezember! Im Abenddämmern brach seine „Neunte" im Dorfe Lubanowo (nur 20 Kilometer von Moskau entfernt) ein, Ihr Sohn an ihrer Spitze. Stolz meldete er mir in den brennenden Trümmern des Dorfes seinen schönen Erfolg. Als er kurze Zeit darauf bei Einweisung seiner Leute zur Verteidigung durch ein russisches Maschinengewehrgeschoß durch beide Oberschenkel getroffen wurde, brachten ihn seine Leute zu mir, und ich konnte noch dafür sorgen, daß er sofort verbunden und auf dem Bett eines Bauernhauses gebettet wurde. Bald darauf erfolgte ein russischer Gegenangriff. Wir hielten das hell in den nächtlichen Himmel lodernde Dorf, bis die letzten Verwundeten auf Protzen der Panzerjäger-Kompanie abtransportiert waren, dann mußte ich mit den Resten seiner neunten Kompanie das Dorf räumen. - Seien Sie, hochverehrte gnädige Frau, mit Ihrem Gatten dessen gewiß, daß wir Ihren Uwe, als einen unserer Allerbesten, Treuesten und Liebsten nie, nie vergessen werden. Seien Sie unseres herzlichsten Mitempfindens versichert und vergessen Sie nicht, daß Ihr Sohn für sein liebes Vaterland als ein wahrer Held fiel."

Nachwort

In allen Feldzügen unseres über 300 Jahre alten deutschen Heeres hat sein Offizierkorps einen unverhältnismäßig hohen Anteil an den Blutopfern auf sich genommen. Unter den Offizieren standen dabei die Leutnante, und unter ihnen, dem hohen Blutzoll ihrer Waffengattungen entsprechend, die der Infanterie und der Pioniere an erster Stelle. An diese stolze Verpflichtung fühlt sich das Offizierkorps unseres jungen großdeutschen Heeres, gleich ob aktiv oder Reserve, gebunden. Auch in diesem Kriege ist wieder so mancher Offizier und gute Kamerad für Führer, Volk und Vaterland gefallen, an der Spitze seiner gleich tapferen Mannschaft, mit dieser zu einer unlösbaren Kampfgemeinschaft verbunden, oft im sieghaften Rausch des Stürmens, ebensooft in der trotzigen Verbissenheit harter Abwehr, immer das Gesicht zum Feind.
Wir denken an alle, wenn uns dieses Buch von der Vollendung von fünf jungen Kameraden kündet, von denen jeder einen anderen Typus unserer jungen Leutnante umschließt. Der eine ging durch die Napola, der andere kam aus den Reihen der politischen Kämpfer, der dritte nahm den ihnen gemeinsamen Weg zum aktiven Offizier über die zwölfjährige Dienstverpflichtung des Berufsunteroffiziers; der vierte und fünfte: Farmer der eine, Kaufmann der andere, wurden Reserveoffiziere, - fünf verschiedene Menschen, fünf verschiedene Schicksale, bis das Soldat-

werden, bis die Schulterstücke des Leutnants, bis endlich der Soldatentod ihren Weg in ein einziges gemeinsames Schicksal einmünden lassen.

So treten unsere jungen Kameraden vor uns hin als stete Mahner, ihr Deutschland genau so, wie sie es taten, zu verteidigen, ihr Erbe treu zu verwalten und - wenn es von uns gefordert wird - wie sie bis zum Tode für den Führer und des Reiches Größe einzustehen. Sie werden das große Vorbild vor allem auch der deutschen Jugend sein, die es immer als höchste Ehre ansehen wird, die Leutnants-Schulterstücke auf dem feldgrauen Waffenrock zu tragen.

Schwatlo Gesterding.

Im gleichen Verlag erschien:

Soldatengeist

Eine Deutung aus Bekenntnissen der Front

Auswahl und Einleitung von Ludwig Weißauer

Mit einem Geleitwort von Reichsführer ᛋᛋ Himmler

und mit 8 Bildbeigaben von A. Paul Weber

11.—60. Tausend

160 Seiten, kartoniert RM 2.70, in Leinen RM 3.75

Inhalt: Krieger und Heimat / Das ist der Krieg / Das Opfer / Bewährung / Verwundet / Trostgedanken / Läuterung / Kameradschaft / Kampfpause / Erfahrung des Schlachtfeldes / Schicksal / Sturm und Stoßtrupp / Von Mut und Tapferkeit / Führertum / Der Krieger / Kein schönrer Tod ist auf der Welt / Die toten Kameraden / Der letzte Sinn / Der Toten Tatenruhm

Dieses Buch ist ein Vermächtnis der Toten des Weltkrieges und des gegenwärtigen Kampfes an die kämpfenden Soldaten, an die deutsche Jugend, an die Angehörigen in der Heimat und an die Hinterbliebenen der Gefallenen. Hier sind die Worte nicht ein leerer Schall, sondern hier steht hinter jedem Wort eine Tat und das größte aller Opfer. Und deshalb bergen diese Worte und Bekenntnisse eine so gewaltige Kraft, die wie nichts sonst aufzurütteln und zu begeistern vermag in den ereignisreichen Gegenwartstagen, die von jedem einzelnen Deutschen ob jung oder alt, ob Mann oder Frau, Soldat oder Zivilist, die allerletzte Hingabe erfordern. Bremer Nachrichten.

Nibelungen-Verlag / Berlin—Leipzig